

Österreichs Zwangslage im Juli 1914.**Ein Eingeständnis des serbischen Gesandten.**

Die im Dezember letzten Jahres erschienenen britischen Dokumente zum Kriegsausbruch, über die die Berliner Monatshefte für internationale Aufklärung „Die Kriegsschuldfrage“ fortlaufend wertvolle Aufschlüsse geben, enthalten ein Schriftstück, dessen Inhalt für die Verteidigung des österreichischen Vorgehens gegen Serbien im Juli 1914 von größter Tragweite ist. Es handelt sich um einen Bericht des britischen Botschafters in Wien, Sir M. de Bunsen, an Sir E. Grey vom 29. Juli 1914. Der Botschafter teilt dem Staatssekretär des Außenwerts vertraulich mit:

„Französischer Botschafter berichtet seiner Regierung, daß ihm Geständnisse des serbischen Gesandten, mit dem er bis zu dessen Abreise am 23. Juli in enger Fühlung war, überzeugt haben, Zustand wachsender Gärung in südslawischen Provinzen der Doppelmonarchie sei derart, daß österreichisch-ungarische Regierung genötigt gewesen wäre, sich entweder in Losrennung dieser Provinzen zu fügen oder eine verzweifelte Anstrengung zu machen, um sich die Provinzen dadurch zu erhalten, daß sie Serbien als Machtfaktor ausschaltete. Serbischer Gesandter äußerte immer, die Zeit arbeite für Serbien, und er sagte französischem Botschafter, südslawische Provinzen wären innerhalb drei Jahren bereit, sich gegen Österreich-Ungarn zu erheben, ohne daß Serbien auch nur den kleinen Finger zu rühren brauche. Österreich-Ungarn merkte, daß es nicht länger warten konnte und entschloß sich zum Kriege, von dem es jetzt anscheinend nichts mehr abzuhalten vermag. Nach Ansicht französischen Botschafters geht daraus hervor, daß Konflikt nicht Folge deutscher Anstiftung ist; auch gehe nicht unbedingt daraus hervor, daß Deutschland europäischen Krieg wünscht, wie viele in Frankreich glauben.“

In diesem Dokument finden sich alle Dokumente wieder, die bei Kriegsausbruch von deutscher Seite gegenüber den fremden Mächten geltend gemacht worden sind. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist, daß dieses Eingeständnis von der maßgeblichsten Persönlichkeit, dem serbischen Gesandten in Wien herrührt, der am ehesten in der Lage war, die österreichisch-serbische Spannung zu beurteilen.

Der Durchbruch am Isonzo.

Teil II: Die Verfolgung über den Tagliamento bis zum Piave. — 296 Seiten, 3 Karten, 28 Bilder, 1 Anlage. Verlag Gerhard Stalling, Lüneburg.

Von Oberstleutnant Etl. Schwarzlechner.

Im Dezember 1926 ist der zweite Teil des vom heutigen Reichsarchiv herausgegebenen Werkes „Der Durchbruch am Isonzo“ (siehe „Tagespost“ Nr. 123, Abendblatt vom 5. Mai 1926) erschienen, der „Die Verfolgung über den Tagliamento bis zum Piave“ behandelt. Der Bearbeiter, der seinerzeitige Generalstabschef der Durchbrucharmee (deutsche 14. Armee), General d. A. Krafft von Dellmensingen, verbürgt — wie nach dem ersten Teile „Die Schlacht von Tolmein und Flitsch“ nicht anders zu erwarten war — eine meisterhafte Darstellung. Die Höhepunkte der geschulterten Operation sind: der Stoß auf Latifana, die Tagliamentobesetzung und der Kampf um das Grappamassiv.

Der vorliegende Band beginnt mit dem 28. Oktober. Deutsche Truppen zogen in Udine ein, nicht weit vor dem Toren dieser Stadt fand ein deutscher Korpskommandant, Generalleutnant v. Berrer, den Heldentod. Am Abend des nächsten Tages standen Teile der 14. Armee am Tagliamento vor abgebrochenen Brücken, wildes Hochwasser wälzte sich dem Meere zu. Der Oberbefehlshaber der Armee, General der Infanterie v. Below, traf, seinen vordrängenden Truppen rasch folgend, in Cividale ein. Der ihm ur-

prünglich gestellte Auftrag, die Italiener über die Grenze, wenn möglich über den Tagliamento zu werfen, war erfüllt. Von seinem vorgesetzten Kommando hatte er keine weiteren Weisungen. Nur eine Mitteilung der deutschen obersten Heeresleitung erreichte ihn noch vor seiner Abfahrt nach Cividale, wonach er Artillerie, in der nächsten Zeit auch andere Verbände, nach dem Westen abzugeben hätte. Below mußte aber handeln. Er fand einen ganzen Entschluß: Fortsetzung des Angriffes über den Tagliamento, Abbrechen des Korps I. u. I. G. d. J. Scotti auf Latifana. General v. Krafft, selbst Mitwirkender bei diesem Entschlusse, schildert dramatisch sein Zustandekommen. Daß zur gleichen Zeit das I. u. I. Armeekorpskommando und das Südwestfrontkommando, FML. Erzherzog Eugen, die Operationsziele über den Tagliamento steckten, tut der Größe des Entschlusses Belows keinen Eintrag.

Der Stoß auf Latifana beschäftigte geraume Zeit die Militärliteratur. Eine gewichtige Stimme verneinte, nur schwere Führungsfehler auf österreichischer Seite hätten die sichere Gefangennahme der vom Karst zurückstrebenden italienischen dritten Armee verhindert. Es steht nunmehr fest, daß auch ohne die unvermeidlichen Reibungen, die der Vormarsch der österreichischen Isonzoarmeen mit sich bringen mußte, dieses Ziel nicht zu erreichen war. Gerade bei Latifana hatten die Italiener den Tagliamento früher passiert, als ihn die dorthin angelegte Stoßgruppe überhaupt erreichen konnte. „Von wirklichen Fehlern kann aber kaum gesprochen werden.“

Während sich bei Godroppo die Deutschen vergeblich bemühten, über den Fluß zu kommen, war weiter nördlich bei Cornino am Abend des 2. November der I. u. I. 55. Division (FML. Prinz Schwarzenberg) bei persönlicher Einflussnahme durch den Korpskommandanten, G. d. J. Alfred Krauß, der Ruhm beschieden, sich kämpfend den Übertritt auf das westliche Flußufer zu erzwingen. Rückhaltlos würdigt General v. Krafft die große Bedeutung dieses Erfolges, der für Taborna Anlaß war, den Rückzug hinter den Piave und die Preisgabe der Dolomitenfront anzuordnen. So waren zum zweiten Male österreichisch-ungarische Truppen (Stos. 22. Division, FML. R. Müller) die letzte Ursache für die italienische Heeresleitung, ausgedehnte Fronten aufzugeben. Gleich wie im ersten Teil „Die Schlacht von Tolmein und Flitsch“ ist mit besonderer Genugtuung festzustellen, daß General v. Krafft den Leistungen der I. u. I. Truppen und ihrer Führer in jeder Hinsicht gerecht wird.

Am 4. November ist die Verfolgung wieder im Zuge. Below warf starke Kräfte (Korps G. d. J. A. Krauß) gegen das Becken von Belluno und Feltre, die im weiteren Verlaufe die zwischen Brenta und Piave (Grappa) in Bildung begriffene Front zerschlagen sollten. FML. R. Müller war mit Teilen der 22. Schützendivision auf Ungarone angesetzt, wo es seiner Energie und Tatkraft gelang, eine italienische Division zur Waffenstreckung zu zwingen. An den unteren Piave herankommen, fanden die Verfolger festen Widerstand. Im Zusammenhang mit der nun beginnenden Offensive der Heeresgruppe FML. v. Conrad auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden trat für die 14. Armee der Raum zwischen Brenta und Piave operativ in den Vordergrund. Dort wurden unter Führung des G. d. J. A. Krauß verhältnismäßig starke Kräfte gegen den Grappa angesetzt. Gestützt auf den Erfolg von Flitsch, führte General Krauß den Stoß in den engen, schluchtartigen Tälern der Brenta und des Piave, auf den Höhen selbst ließ er nur untergeordnete Kräfte vorgehen. Diesem überaus schwierigen, höchst gewagten Unternehmen, gegen welches einzelne Unterführer vergeblich Stellung nahmen, blieb der

Der deutsche Bundesgenosse zur Zeit des ersten Balkankrieges.

(August 1912 bis zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten Anfang Februar 1913) *)

Von Generalmajor Steinig.

Die deutsche Altensammlung ist nunmehr abgeschlossen. Die in der stattlichen Reihe von 40 Bänden veröffentlichten Dokumente werden zwar der beliebten Geschichtsfälschung keine unüberwindbaren Schranken entgegenstellen, doch aber das Wirken der Tendenzhistoriker wesentlich erschweren. **)

Unser Interesse wendet sich vornehmlich jenen Schriftstücken zu, die das Bundesverhältnis der Mittelmächte beleuchten. Es haben sich in der alten Monarchie jederzeit gewichtige Stimmen erhoben, die über das nicht ausreichende Maß an Hilfsbereitschaft der politischen Leitung des Deutschen Reiches zu klagen wußten. Die Mehrzahl dieser Vorwürfe erklärt sich aus ungenügender Kenntnis des Vertragstextes, aber auch aus der Haltung des Bundesgenossen in wirtschaftlichen Streitfällen. Man verübte es der Berliner Regierung, daß sie dem deutschen Kaufmann ihre Unterstützung auch gegen den österreichisch-ungarischen Konkurrenten in einem Maße angebeissen ließ, das keinerlei Rücksichtnahme verriet. Diese Beschränkung der Freundschaft auf das rein politische Feld erzeugte mannigfache Verstimmungen. Davon soll hier nicht gesprochen werden. Galt man aber sonst in der Altensammlung Nachschau, so begegnet man zwar häufigen und ernstlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Staatsmännern der beiden Reiche, die sich in erster Linie auf Oesterreich-Ungarns Balkanpolitik beziehen, doch die seinerzeit in der Donaumonarchie aufgetauchten Zweifel an Deutschlands Bundes-treue entbehren der Berechtigung. Zur Urteilsbildung mögen dem Leser für den im Titel bezeichneten Zeit-

raum die Fälle des Auseinandergehens der Anschauungen vorgeführt werden.

Der Berichtersteller ist sich darüber klar, daß sich die einzelnen Vorgänge lediglich auf Grund der vorliegenden Dokumente nicht restlos aufhellen lassen; erst die Kenntnis der üblichen diplomatischen Privatbriefe und der vielen nicht aufgezeichneten Unterredungen würde dies ermöglichen. Immerhin ergab sich, daß die Zusammenhänge aufzufinden waren; außerdem wurde der Bearbeiter durch wertvolle Fingerzeige einer damals in leitender Stellung befindlichen Persönlichkeit des einstigen k. u. k. Ministeriums des Äußern in dankenswerter Weise unterstützt.

Zur Vorgeschichte.

Zum Verständnis der Haltung des deutschen Bundesgenossen in den Balkanfragen, muß auf die Zeit des ersten großen Konflikts nach dem Berliner Kongreß zurückgegriffen werden. Im Herbst 1887 nahm der Gegensatz zwischen Rußland und der Donaumonarchie ernste Formen an, weil Graf Kalnoth nicht zugeben wollte, daß Bulgarien unter russischen Einfluß gerate. Die Spannung verschärfte sich derart, daß jedermann den Kriegsausbruch erwartete.

Nach dem deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisse von 1879 war Deutschland nur dann verpflichtet, seinem Bundesgenossen Waffenhilfe zu leisten, wenn dieser von Rußland angegriffen wurde. Nach dem deutsch-russischen Geheimabkommen — dem am 18. Juni 1887 unterzeichneten und in Wien unbekannten Rückversicherungsvertrage — hatte Deutschland, wenn der Angriff von Oesterreich-Ungarn ausging, wohlwollende Neutralität zu bewahren; in einem ganz geheimen Zusatzartikel erklärte sich Deutschland noch überdies bereit, den Einfluß Rußlands in Bulgarien zu stützen. Nach Bismarcks Ansicht gehörte dieser Balkanstaat zur russischen und nicht zur österreichisch-ungarischen Interessensphäre. Um nun den Ausbruch des Krieges zwischen seinen beiden Freunden zu verhindern, ließ der Fürst in Wien wiederholt erklären, daß die Donaumonarchie bei einem von ihr provozierten Waffengange wegen Bulgarien nicht auf deutsche Unterstützung zählen dürfe. Alle, sowohl von österreichisch-ungarischen als auch von deutschen Militärs, ausgehenden Vorstellungen, politische Offensive sei mit offensiver Kriegsführung nicht nur durchaus vereinbar, sondern im konkreten Falle sogar

*) Bearbeitet auf Grund von „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 bis 1914“. Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thimme. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8.]

**) Im gleichen Verlage erscheint Bernhard Schwertfeger's „Begleiter durch das große Aktenwerk der deutschen Regierung“, der eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Aktenstücke, eine synchronistische Zusammenstellung, die Uebersetzung aller fremdsprachigen Dokumente und ein das Nachschlagen außerordentlich erleichterndes Gesamtverzeichnis aller Schriftstücke enthält. Dieser Begleiter ist für jeden, der sich rasch in der umfangreichen Aktensammlung zurechtfinden will, ein geradezu unentbehrlicher Beihelf. Das Verdienst des Bearbeiters kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

unbedingt geboten, fanden bei ihm kein Gehör. Er beharrte darauf, die Unterstützung durch deutsche Truppen läme erst dann in Betracht, wenn die Russen in Galizien einfielen. Dadurch, daß der Fürst eine von Kaiser Franz Josef angeregte Besprechung der beiderseitigen Generalstäbe vereitelte, übernahm er ein hohes Risiko. Die Folgen einer in seinem Sinne stattfindenden Eröffnung der Operationen gegen Rußland, wären unabsehbar gewesen. In Wien war man ernstlich verstimmt; in erster Linie der Monarch, aber auch Erzherzog Albrecht als präsumtiver Heerführer und FML. Freiherr v. Beck, der als Chef des Generalstabes mit Entsetzen das ganze System seiner Kriegsvorbereitungen ins Wanken geraten sah. Aber Bismarcks gewagtes Spiel gelang . . . der Friede blieb erhalten.

Nach dem Scheiden des Fürsten aus dem Amte im März 1890 wurde das Geheimabkommen mit Rußland nicht mehr erneuert; Deutschland konnte nunmehr dem Bundesgenossen auch dann beispringen, wenn sich dieser genötigt sah, selbst zum Angriffe zu schreiten. Zur Zeit der Annexionskrise 1908/09 stellte Reichskanzler Fürst Bülow der politischen Leitung der Doppelmonarchie eine Blankovollmacht aus, und Wilhelm II. trat mit Nibelungentreue und in „schimmernder Wehr“ an die Seite des Partners. Kleinere Weiterungen zwischen den Bundesgenossen sind allerdings auch damals nicht ausgeblieben. Als aber im Jahre 1912 der Balkan in Aufruhr geriet und die Interessen Oesterreich-Ungarns schwer gefährdet waren, bekam in Berlin die Bismarck-Tradition wieder vorübergehend die Oberhand, ohne sich jedoch konsequent durchzusetzen.

In den folgenden, auf Grund der deutschen Akten dargestellten Episoden, die lediglich von Trübungen in der glücklichen Ehe der Mittelmächte, sowie von Gegensätzlichkeiten und Mißverständnissen handeln, tritt auch der Zwiespalt zwischen Wilhelm II. und seinen Beratern über die einzunehmende Haltung scharf hervor. Als eigentlichen Leiter der deutschen Politik muß der Staatssekretär im Auswärtigen Amte v. Rüdern-Wächter angesehen werden; dieser streitbare Schwabe drückte dem Reichskanzler Bethmann Hollweg, den er in verschiedenen Briefen einen „hilfslosen Regenwurm“ nannte, in den Hintergrund. Daß aber auch der Kaiser Einfluß nahm, davon legen seine vielangefochtenen Randbemerkungen auf den Aktenstücken Zeugnis ab. Wenn diese temperamentvollen Willensäußerungen auch häufig bloß den Eingebungen des Augenblicks entsprangen und vom Auswärtigen Amte nicht immer als Richtlinien angesehen wurden, so soll hier doch nicht an ihnen vorbeigegangen werden, weil sie durch ihre Unmittelbarkeit bedeutungsvollen Einblick in die herrschenden Auffassungen gewähren. Bei den einzelnen Phasen dieser Geschichtsperiode wird darauf zu achten sein, ob der Streit um Zubilligung einer bloß diplomatischen Unterstützung oder um Gewährung der Waffenhilfe geht. Einzelne Einschaltungen des Bearbeiters werden es dem Leser erleichtern, im Bilde zu bleiben. . . ein „mehr“ erlaubt der zugestandene Raum nicht.

OESTERREICH. WEHRZEITUNG

Nr.:

TAG: 6. 5. 1927

Der Prozeß von Saloniki 1917.

In Paris ist soeben von dem bekannten Vorkämpfer für die Wahrheit in der Kriegsschuldfrage Dr. Milan Bogičević ein 183 Seiten starkes Werk erschienen,¹⁾ das nicht verfehlt wird, in interessierten politischen Kreisen Europas und noch mehr vielleicht Amerikas, — da man sich dort für die Kriegsschuldfrage besonders interessiert — großen Eindruck zu machen. Das Werk, in französischer Sprache gedruckt, besteht aus einem Vorworte und zwei Abschnitten.

Im ersten, nach Kapiteln gegliederten Abschnitt wird der Prozeß vom politischen, juristischen und vom Standpunkte der Kriegsschuld beleuchtet. Er enthält auch die Organisation, das Statut und das Spezialreglement der Organisation „Vereinigung oder Tod“ („Schwarze Hand“), die Liste der Teilnehmer dieser Geheimorganisation und die Biographie des serbischen Generalstabsobersten Dragutin Dimitrijević, des Chefs dieser vorgenannten Organisation.

Im zweiten Abschnitt sind wichtige Dokumente und die auf die Kriegsschuldfrage Bezug habenden Aufsätze des Verfassers und ein Artikel über versuchte Friedensverhandlungen zwischen Deutschland und Serbien im Jahre 1915 enthalten.

Dem Prozesse liegt das angeblich am 11. September 1916 bei Saloniki versuchte Attentat auf den serbischen Thronfolger und Regenten zugrunde. Die serbische Regierung hat alle Verlautbarungen über diesen europäische Bedeutung besitzenden Prozeß verboten und das offizielle Verhandlungsprotokoll gesperrt, damit, wie sich der verstorbene Pasic ausdrückte: „Europa hie von nichts erfährt“.

Der Verfasser des Buches, vor dem Weltkriege Chargé d'affaires Serbiens bei der Gesandtschaft in Berlin, ist ein vornehm denkender und führender Mann, der alle balkanischen und byzantinischen Methoden in der Politik verurteilt und sein Volk und Land in den Kreis der guten europäischen Denkungsart überführen möchte. Ein Fanatiker der Wahrheit, äußert sich Bogičević im Vorworte wörtlich:

„Die Tatsachen, die mir über diesen Prozeß zur Kenntnis gekommen sind, sind vom politischen, juristischen und vom Standpunkte der Kriegsschuldfrage von so schwerwiegender Art, daß man im Interesse der Wahrheit, des Rechtes, der Moral und der Gerechtigkeit um jeden Preis dessen Revision fordern muß, unbeeinträchtigt um alle Opportunitäts- und Augenblicksgründe, unbeeinträchtigt um alle politischen Konsequenzen und um die in dieser Angelegenheit verwickelten Personen. In diesem Prozeß hat sich die serbische Regierung einen Pfeil ins eigene Fleisch geschossen, den zu entfernen ihr nie gelingen wird.“

Offenbar ist es dem Verfasser gelungen, einiges vom gesperrten Verhandlungsprotokolle zu erfahren, denn er sagt darüber:

„Dieses Protokoll mußte in alle wichtigeren Sprachen übersetzt werden, weil die ganze Diskussion über die

Ursachen und die Folgen des Attentates von Sarajevo eine gründliche Bekanntschaft mit dem Prozesse von Saloniki erfordert.“

Da die serbischen Autoritäten eine Berichterstattung über diesen Prozeß verhindern, hat es der Verfasser, als unabhängiger Mann und begeisterter Serbe, — der aber seinen Fuß auf vaterländischen Boden nicht setzen will, — insofern das jetzige Regime andauert — unternommen, alles, was er über diesen Prozeß weiß, zu veröffentlichen, in der Hoffnung, damit nach Möglichkeit dem serbischen Volke zu dienen, dessen Tapferkeit und gute Eigenschaften der Welt bekannt sind.

Man muß in der Tat den Mut und die Wahrheitsliebe des Verfassers bewundern, der durch die Aufdeckung der nackten Wahrheit dem Auslande und dem eigenen Volke die Augen öffnen will.

Schließlich fordert der Verfasser im Vorworte die beiden Engländer Seaton Watson und Wickham Steed sowie die beiden Deutschen Wendel und Pantorovicz auf, ihre Meinungen auf Grund der im Werke verarbeiteten Daten zu berichtigen. Sollten sie dies nicht tun, weil sie annehmen, im guten Glauben gehandelt zu haben, so wird man berechtigt sein, ihre Qualitäten als Experten in dieser Angelegenheit zu bezweifeln; sollten sie aber schlechten Glaubens sein, so wäre der Beweis für ihre Parteilichkeit und für die Wertung erbracht, den ihre Arbeiten verdienen.

I. Abschnitt.

1. Der Prozeß vom politischen Standpunkte.

Es würde zu weit führen, den Inhalt dieses Abschnittes erschöpfend zu skizzieren; es soll nur der Konflikt zwischen den serbischen Zivil- und Militärautoritäten berührt werden, aus dem sich das Drama von Saloniki entwickelte:

Die Siege im Balkankriege, die durch die Tüchtigkeit der Armee errungen wurden, hielt die serbisch-radikale Partei, die seit ihrem Bestehen immer durch die Erfolge der anderen groß geworden war, für ihren Triumph und nützte ihn für ihre Zwecke aus. Sie entsandete als Zivilfunktionäre in die neuerobernten Gebiete Mazedoniens und Alserbiens lauter Partisanen des radikalen Kabinetts, größtenteils unfähige und unwürdige Elemente, die nur ihren persönlichen Vorteil suchten und durch Plünderungen und Grausamkeiten das Volk zur Verzweiflung, zur Emigration und zur Auflehnung führten.

Alle Offiziere in den neu gewonnenen Gebieten, ob sie nun Mitglieder der Organisation „Vereinigung oder Tod“ waren oder nicht, erhoben sich nun mit Entrüstung gegen ein Regime, welches die Parteiinteressen über das Staatsinteresse stellte und alles verdaß, was das von den besten Patrioten geführte Schwert gewonnen und gut gemacht hatte. Hier liegt der Beginn und die wahre Ursache des Konflikts zwischen den Zivilautoritäten und den Militärs, welche nichts anderes als das Wohl des Staates anstrebten.

¹⁾ Boghitchévitch, Le procès de Salonique Juin 1917, Paris, 1927, André Delpeuch, Editeur.

Die radikale Regierung schrieb aber diesem Konflikt einen rein sozialen Charakter zu und definierte ihn „als den Kampf um den Vorrang zwischen den Zivil- und Militärautoritäten“. Alle Oppositionsparteien stellten sich auf die Seite der Offiziere und forderten den Rücktritt der radikalen Regierung sowie die Ausdehnung der Verfassung des Königreiches auf die neuen Gebiete, welchem Antrag aber die Regierung aus egoistischen Gründen nicht zustimmen wollte. Die Entscheidung fiel in der Zeit zwischen dem 20. November und 3. Dezember 1913. Als nämlich König Peter erfuhr, was alles in den neugewonnenen Gebieten vorgefallen, gab er in einem Momente großer Erregung dem Chef des serbischen Generalstabes Vojvoden Putnik, der beim König persönlich und energisch interveniert hatte, sein Ehrenwort, daß er die Demission des radikalen Kabinetts veranlassen werde. Aber die russische Regierung mischte sich ein und forderte vom König die Beibehaltung des Kabinetts Pašić, weil dieser für die Zusammenarbeit für die Alliierten unentbehrlich wäre. Der König beugte sich dieser russischen Forderung, da er aber sein Wort dem Vojvoden Putnik versprochen hatte, zog er sich unter dem Vorwande der Erkrankung von den Regierungsgeschäften zurück und ernannte den Thronfolger Prinzen Alexander zum Regenten.²⁾

Die Situation wurde hiedurch nur noch mehr erschwert. Von diesem Momente an hatten die Chiefs der Opposition und ein großer Teil der Offiziere die Ueberzeugung, daß ein solches Regime das Gedeihen des Staates nicht sichern könne und daß unter diesen Verhältnissen die nationalen Ideale nicht zu verwirklichen seien. Die Situation spitzte sich in so hohem Grade zu, daß ein Bürgerkrieg unausweichlich schien. Da platzte die Nachricht vom Attentate in Sarajevo ins Land, dessen Haupturheber Oberst Dimitrijević war. Man erkannte die Gefahr, die ein Bürgerkrieg zur Folge haben müßte, und alle Serben einigten sich zum Kampfe gegen den Feind. Der Krieg gegen Oesterreich-Ungarn brach aus. Die serbische Regierung zog sich nach Niš zurück und das große Hauptquartier etablierte sich in Kragujevac. Die Beziehungen zwischen den beiden Lagern blieben jedoch gespannt. Der Verfasser verweist hier auf die damaligen Artikel des Auslandes, speziell des „Temps“, und ist auch persönlich der Ueberzeugung, daß, wenn Dimitrijević tatsächlich ein Streber gewesen wäre, wie es seine Feinde vorgaben, er schon damals die Dynastie und die Regierung hätte stürzen können; aber sein großer Patriotismus hielt ihn davor zurück. Bemerkt muß werden, daß Oberst Dimitrijević ein besonderer Liebling des Vojvoden Putnik war.

Putnik, alle Mitglieder des Hauptquartiers, vor allem Dimitrijević und seine Freunde, weihen nun ihre ganze Kraft der Verteidigung des Vaterlandes und hatten nichts anderes im Sinne als den Guterfolg. Aber die radikale Partei, voll Besorgnis um ihre Existenz nach dem Kriege, fing schon vom Jahre 1915 an, gewisse Schutzmaßnahmen zu ergreifen. Dimitrijević, als der Gefährlichste, der einen höchst wichtigen Posten im Großen Hauptquartier bekleidete, wurde zum Generalsstabchef der kleinen Armeegruppe Uzice ernannt, hierauf erfolgte die Gruppierung der persönlichen Feinde des Obersten Dimitrijević zu einer neuen Geheimorganisation, der „Weißen Hand“, die eine oppositionelle Stellung gegenüber der Organisation „Vereinigung oder Tod“ bezog. An der Spitze der „Weißen Hand“ stand ein General und mehrere Stabsoffiziere.

Nach der Okkupation Serbiens durch die Zentralmächte und dem Rückzuge der serbischen Armee durch Albanien, erfolgte deren Einschiffung nach Korfu (Dezember 1915 und Jänner 1916), wo sie mit Hilfe der Entente reorganisiert wurde. Unter dem Schutze der Kanonen der Alliierten und Ausnützung dieser seltenen Situation, konnte nun die radikale Partei weitere Maßnahmen zum eigenen Schutze gegen alle jene Offiziere ergreifen, bei welchen feindliche Gesinnung befürchtet wurde. Man entthob zunächst alle Offiziere, welche Mitglieder oder Freunde der „Schwarzen Hand“ waren, von ihrer Funktion und schickte einen großen Teil nach Rußland zur Aufstellung von Verbänden aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen; desgleichen den Chef des Generalstabes Vojvoden Putnik, seinen Souschef, den General Zivko Pavlović und viele Divisions-, Brigade- und Regimentskommandanten. Sie alle wurden durch Anhänger der radikalen Partei, also durch Offiziere der „Weißen Hand“ ersetzt, die

als Stützen gegen die „Schwarze Hand“ dienen konnten. Nach der Reorganisation in Korfu wurde die serbische Armee nach Saloniki transportiert und unter das Kommando des französischen Generals Sarrail gestellt. Um Dimitrijević zu entfernen, wollte man ihn zum Militärbevollmächtigten bei der belgischen Armee ernennen, Pašić gab auch schon der belgischen Regierung diese Absicht bekannt, doch lehnte Dimitrijević den zugebachten Posten ab, und so glaubte man sich sicher, wenn man ihn zum Souschef des Generalstabes der dritten Armee ernannte, deren Kommandant General Milos Pašić ein eingefleischter Gegner des Obersten war. Hiedurch wurden der „Weißen Hand“ und der radikalen Partei die Vorbedingungen zur gänzlichen Beseitigung Dimitrijević und seiner Freunde geschaffen. Ihre militärischen und moralischen Qualitäten, ihr beträchtlicher Einfluß auf alle Kreise der Gesellschaft, ihre terroristische Aktion und vor allem ihre gründliche Kenntnis der von der serbischen Regierung stets unterstützten großserbischen Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn waren in der Tat für die Machthaber sehr gefährlich. Im übrigen war die militärische und politische Situation damals sehr prekär und mit gutem Grunde konnte man glauben, daß die Vernichtung des Dimitrijević und seiner Gruppe Oesterreich-Ungarn für den Fall von Separatfriedensverhandlungen sehr nachgiebig stimmen werde.

Revisor.

(Schluß folgt.)

30. Mai 1927

Ein deutscher Redl

Aus den Geheimnissen des Weltkrieges

Nicht nur Oesterreich konnte für sich das Alleinrecht beanspruchen, einen Weltspion größtartigster Art besessen zu haben, denn auch Deutschland hatte seinen Oberst Redl in der Person des Kapitäns des Admiralstabes Müller, der dem ersteren, was den Umfang der von ihm begangenen Verrätereien anbetrifft, nicht im mindesten nachstand. Bei Kapitan Müller scheint der angerichtete Schaden jedoch bei weitem größer gewesen zu sein, da er sein schändliches Gewerbe bis in den Krieg hinein fortsetzen konnte und erst Ende des Jahres 1916 unschädlich gemacht wurde.

Auch dem Kapitan Müller wurde, als die Sache aufkam, der Revolver in die Hand gedrückt; der Unterschied zwischen diesen beiden Fällen bestand nur darin, daß die Deutschen es offiziell niemals zugegeben haben, und es auch nie zugeben werden, in ihrem Admiralstabe einen Verräter besessen zu haben, während Conrad v. Hötzendorf in seiner unvergleichlichen Aufrichtigkeit es ohne weiteres gestattete, daß die Wahrheit offen eingestanden werde, obwohl dies im Falle Redl gewiß nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Als nämlich Redl als Spion entlarvt worden ist, kam gleichzeitig dessen Betätigung auf homosexuellem Gebiet auf Grund genug, um den Selbstmord vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen.

Kapitan Müller hatte eine ähnliche Laufbahn wie Oberst Redl hinter sich. Dazu kam noch, daß er als ausgesprochener Hofmann — er war Erzieher mehrerer deutscher Prinzen gewesen — Zutritt zu den höchsten militärischen Kreisen hatte und auf diesem Wege sehr vieles erfahren konnte, was weit über sein eigentliches Tätigkeitsfeld hinausging. Wie Oberst Redl, stand er schon als junger Offizier in Diensten des englischen Marine-Spionagebureaus, welches durch ihn die besten Informationen erhielt. Auch in seiner äußeren Erscheinung und in seinem Auftreten hatte er mit Oberst Redl viele Ähnlichkeiten, vor allem eine maßlose Arroganz den Kameraden und schwachen Vorgesetzten gegenüber, denen er durch seine hohen Beziehungen eine gewisse Furcht vor seiner Person einzusößen verstand. Besonders abstoßend wirkte bei ihm wie bei Oberst Redl ein gewisser Hang für ausgesprochen weibliche Eigenschaften, die in der übertriebenen Puffsucht, im Tragen von Seidenwäsche und im Gebrauch der feinsten Parfüms usw. zum Ausdruck kam.

Unmittelbar vor dem Kriege stand Kapitan Müller bei der deutschen Gesandtschaft in Bukarest als Marineattaché in Verwendung. Daß die Engländer gleichzeitig auch einen Marineattaché nach Bukarest entsandten, fiel weiter nicht auf. In diese Zeit fällt die Haupttätigkeit Müllers, denn da konnte er mit seinem englischen Kollegen ohne weiteres unbehindert verkehren. Und gerade Bukarest sollte Müller zum Verhängnis werden.

Dem deutschen Generalstabe ist es im Verlaufe des Krieges wohl aufgefallen, daß manche Unternehmungen durch rechtzeitige Gegenmaßnahmen feindlicherseits durchkreuzt wurden und man witterte bei der Obersten Heeresleitung, daß da

Verrat im Spiele sein könnte. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, blieb es aber bei Vermutungen und ein etwaiger Verdacht traf den Richtigen nicht. Erst eine augenfällige Begebenheit führte auf die richtige Spur.

Als der Krieg gegen Rumänien im Jahre 1916 zum Stillstande kam, wurde Kapitan Müller dem deutschen Kommando in der Dobrudscha zwecks Organisierung des Küstenschutzes gegen die russische Schwarze-Meer-Flotte zugewiesen. Dieser Küstenschutz war äußerst wichtig, denn im Hafen von Konstanza befanden sich gegen 100 Tanks mit Naphtaprodukten, je 3800 bis 4200 Tonnen enthaltend, die die Deutschen für den gerade in Szene gesetzten verschärften U-Boot-Krieg dringend benötigten.

Gegen den Willen des deutschen Befehlshabers verstand es Kapitan Müller durchzusetzen, daß eine Übung mit Rauchmasken vor diesen Tanks abgehalten werde. Diese Rauchmaske hatte den Zweck, die Tanks gegebenenfalls in dichten Nebel zu hüllen und sie so vor einer Beschädigung von See aus zu schützen. Man konnte ja diese Übung ohne weiteres auch auf einem anderen Punkt der Küste vornehmen und es war höchst sonderbar, daß gerade, als die Rauchnebel vor den Tanks aufstiegen, ein englisches Patrouillenboot erschien, offenbar um die Peilung, das heißt die Richtung, in der sich die Tanks befinden, aufzunehmen. Zwei Tage später waren zwölf volle Tanks in Brand geschossen und gingen in Flammen auf.

Nicht erst schöpfte man Verdacht. Eine in der ehemaligen Wohnung des Kapitäns Müller in Bukarest vorgenommene genaue Durchsuchung förderte belassendes Material zutage, ebenso kam heraus, daß Müller durch die ihm unterstellte Radiostation in Konstanza den Engländern chiffrierte Mitteilungen machte.

Es war am Weihnachtsabend des Jahres 1916, die deutschen Offiziere vergnügten sich im königlichen Schloß, in welchem das Kasino untergebracht war. Eine heitere, man kann fast sagen ausgelassene Stimmung machte der anfänglichen Gedrücktheit Raum, nachdem der Wein die Gedanken an daheim zu vertreiben begonnen hatte. Auch Kapitan Müller schien ausnahmsweise seine sonstige Gespreiztheit vergessen zu haben und machte die Scherze, wenn auch etwas herablassend, so doch ganz gerne mit. Nur der Kommandant und der Stabschef schienen nervös auf irgend eine Nachricht zu warten. Gegen 1 Uhr nachts traf ein ganz kurzes chiffriertes Telegramm ein. Zwei Offiziere wurden herangerufen und erhielten eine „besondere Instruktion“: dem Kapitan Müller bei seinem Heimkommen in der Wohnung den Revolver zu überreichen.

Nicht ahnend, daß ihn die kalte Hand des Todes schon beim Naden erfaßt hielt, vergnügte sich Müller noch durch eine Stunde, die letzte seines Lebens. Er machte die Sache kurz. Raum waren die beiden Offiziere aus seinem Hause getreten, trachte schon der Schuß. Er hat sich selbst gerichtet.

Die schwerkranken Führer der Marne- schlacht.

Die Kriegsgeschichte richtet jetzt mehr und mehr ihr Augenmerk auf die psychologischen Momente, und da hat der Arzt ein Wort mitzureden. Eine bedeutsame Veröffentlichung unter diesem Gesichtspunkt ist das Werk des Schweizer Chirurgen und Obersten Eugén Bircher: „Die Krisis in der Marneschlacht“, das von Generalarzt Kochs in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ gewürdigt wird.

Bircher, der zehn Jahre lang Offizier im schweizerischen Generalstab war, hat zugleich durch seine ärztliche Ausbildung einen scharfen Blick für die körperlichen Mängel, und so kommt er zu dem Ergebnis, daß die vier Führer, die die Hauptschuld an der verlorenen Marneschlacht und damit letzten Endes an dem Verlust des Krieges tragen, Molke, Bülow, Lauenstein und Deutscher, schwerkranken Menschen waren.

Was zunächst den Generalstabschef von Molke anbetrifft, der die Hauptverantwortung trägt, so ist er mit einer weit fortgeschrittenen Arterienverkalkung, deren Folgen eine Herzmuskeldegeneration und Herzklappenentzündung waren, ins Feld gezogen. Die Arterienverkalkung macht den Menschen körperlich und geistig weniger leistungsfähig, einschlüßloser, und nicht selten treten Depressions- und körperliche Erschöpfungszustände auf. Molkes untätige Haltung wurde also gewiß vielfach durch seine schwere Krankheit bestimmt, aber Kochs, der der Arzt Schlieffens und sein langjähriger Freund war, behauptet, Molke sei überhaupt als Nachfolger Schlieffens ganz ungeeignet gewesen; dieser hätte ihn nie vorgeschlagen, wenn man ihn gefragt hätte. Als Molke ohne Wissen und gegen den Willen Schlieffens als Oberquartiermeister in den Generalstab kam, da pflegte Schlieffens im vertrauten Kreise zu sagen: „Was soll ich mit dem Manne anfangen, der keine Ahnung von operativem Denken hat?“ Und bis an sein Ende hat ihm die Ernennung Molkes zum Generalstabschef die schwersten Sorgen über den Ausgang des Krieges bereitet, dessen baldiges Kommen er mit Sicherheit voraussah. Bircher charakterisiert Molke als einen Stimmungen und poetischen Träumereien hingeebenen Menschen, der zu mystischen Ideen neigte.

Auch von Bülow, dem Führer der zweiten deutschen Armee, schreibt der Schweizer, er habe bei Kriegsausbruch an den Erscheinungen der Arterienverkalkung gelitten und sei ein kranker Mann gewesen, wenn auch noch nicht so gebrochen wie Molke. Daneben bestand bei ihm eine hochgradige Schwerhörigkeit, die an Taubheit grenzte und wohl sicher auf arteriosklerotischer Grundlage beruhte. Da der Feldherr seine Sinnesempfindungen besitzen muß, so war diese Taubheit, die mißtrauisch und verschlossen macht, für den verdienten General eine schwere Hemmung. Neh, der Marschall Napoleons z. B. hatte die Nase eines Spürhundes, mit der er bei dem russischen Feldzug merkte, daß er auf dem Eise der Wolga marschiere, und rechtzeitig abbog. Diese Sinnesempfindungen leiden außerordentlich früh unter krankhaften Einflüssen, wie denen der Arterienverkalkung. Bülow war eigensinnig, hörte auf niemanden, neigte als vorgeschrittener Arteriosklerotiker zu einem ungerechtfertigten Pessimismus und beschloß den verhängnisvollen Rückzug am Morgen des 9. September aus der Zwangsvorstellung von der „bedrohlichen Lücke“ in seiner rechten Flanke. Schlieffens hat übrigens auch schon, wie Kochs mitteilt, Zweifel in die Führerfähigkeiten Bülows gesetzt.

Ein tragisches Geschick hat es gefügt, daß Bülows Stabschef, Generalleutnant Lauenstein, gleichfalls ein schwerkranker Mann war, der bereits seit seinen Hauptmannsjahren an Basedowscher Krankheit litt. Es ist daher begreiflich, daß seine Krankheit ein sorgfältiges Erfüllen seiner verantwortlichen Pflichten ganz ausschloß.

Aber auch der so viel genannte Oberstleutnant Deutscher, dem man die eigentliche Schuld an dem verhängnisvollen Ausgang der Schlacht gegeben hat, war krank. Ein fleißiger, redgewandter und fein gebildeter Offizier, litt er seit langem an

Gallen- und Magenkoliken. Wie Bircher mitleidet, gab er schon im Frühjahr 1914 seinem diensttuenden Offizier die Weisung, niemanden zum Vortrag vorzulassen, da er, von Leibschmerzen geplagt, sich in seinem Arbeitszimmer niederlegen müsse. Auch war bekannt, daß er oft mit verkrüppelten Armen in den Leib gewehrt da saß, und die bekannten Abwehrbewegungen gegen Gallen- und Magenkoliken machte. Nicht umsonst leiteten die alten Griechen die Melancholie von der „schwarzen Galle“ ab. Seinem schweren Gallenleiden ist Gentz 1917 in tiefster seelischer Verdrüßung auf dem Balkan erlegen. „So bietet sich ein Bild von gewaltig erschütternder Tragik“, sagt Rösch, „wenn man sieht, daß an den entscheidenden Stellen Leute wie die Bezeichneten standen.“ Aber kann ihnen die Geschichte die Verantwortlichkeit für die Folgen aufbürden? Bircher verneint dies und meint, die Schuld treffe in vollem Ausmaße diejenigen, die sie in diese Stellungen gebracht haben, nämlich das Militärkabinett.

Aus dem Tagebuch Falkenhayns stammt die folgende Notiz vom 10. August 1914: „Oynder glaubt Veranlassung zu haben, mich zu fragen, ob ich beim Versagen Moltkes seine Funktionen übernehmen würde.“ Der Chef des Militärkabinetts hatte also anscheinend die Unfähigkeit des Generalstabschefs längst erkannt.

C. K.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 276

TAG: 9.10.1927, 23

Die Eroberung von Belgrad.

Im Oktober 1915.

Viele der schönsten Waffentaten unserer fei-
den Stammesbrüder sind in ihrer Größe leider
nur wenig bekannt, so auch die Eroberung von
Belgrad im Oktober 1915. Mit folgendem will ich
versuchen, diesen Mangel zu beheben und aus-
zugsweise die Großtat dem Vergessen zu entreißen.

Belgrad und seine sich westlich anschließende
Festung, an der Mündung der Save in die Donau,
war schon dreimal, im 17. und 18. Jahrhundert,
von uns im Kampf gegen die Türken erobert wor-
den; das einmahl durch Prinz Eugen, und zwar
immer von der Landseite aus. Auch im Dezember
1914 wurde Belgrad nach schweren, siegreichen
Kämpfen südwestlich davon besetzt, nach einigen
Tagen aber wieder infolge der mißglückten Offen-
sive (von West nach Ost) ohne Kampf geräumt.
Zehn Monate später, im Oktober 1915, schien
wieder der Zeitpunkt gekommen, Serbien nieder-
zuräumen. Damals standen wir, nach Gorlice usw.,
weit in Rußland; auch unsere Front gegen Italien
stand, trotz des Mißverhältnisses 1:4, siegreich in
der Abwehr. Der Niederrückzug Serbiens lag
diesmal der Plan zugrunde, mit den Haupt-
kräften von Nord nach Süd, über die Donau also,
und zwar bei Semendria und Belgrad, in Serbien
einzubringen. Belgrad samt Festung ist so groß
wie Graz; die Festung selbst wie der Schloßberg
samt Stadtpark; beide liegen auf einem das nörd-
liche (unser) Ufer vollkommen beherrschenden
Höhenrücken (Schloßberghöhe beim Uhrturm). Die
Donau ist dort zwölfmal, die Save achtmal brei-
ter als die Mur. Die Festung mit ihrem fast senk-
rechten Steilabfall war auf das schwerste armiert;
auch sonstige Stützpunkte, vielfachige Drahthinder-
nisse bis unter das Wasser, Flußminen, ver-
senkte Schiffe usw. ließen Stadt und Festung von
der Wasserseite aus unangreifbar erscheinen; eine
ideale Abwehrstellung gegen ein Landen und Ein-
dringen war auch ein etwa 150 Schritte vom Ufer
entfernter etwa 2 Meter hoher Eisenbahndamm
längs der Donau. Ein Erfolg war überhaupt nur
dann denkbar, wenn der Gegner überrascht und die
Festung schon vor dem Sturm lahmgelegt war.
Der Plan im großen war folgender: Links (östlich)
der bereits lahmgelegten Festung sollten zwei
österreichisch-ungarische Divisionen über die Donau,
rechts von der Festung die gleichstarken Deutschen
über die dort in die Donau mündende Save ein-
dringen. Kommandant des Ganzen war General
von K ö v e s. Die Stadt sollte möglichst geschont

werden. Der weitere, auf Grund unserer damali-
gen Kriegserfahrung und vorhandenen Mittel
(z. B. keine Gasbomben) bis ins kleinste ausge-
arbeitete und bis zur letzten Stunde geheim ge-
haltene Durchführungsplan für unsere Truppen
— ähnlich für die Deutschen — war folgender:
Am 6. Oktober Bombardement (160 Geschütze,
darunter auch schwerste Kaliber, z. B. zwei 42er).
In der Nacht vom 6. auf 7. Oktober Minen-
schießen. Von 2 Uhr 30 bis 3 Uhr nachts neuer-
liches Bombardement (Trommelfeuer). Sodann,
möglichst 3 Uhr, Landen der ersten 5 Baone mit-
tels Pontons; anschließend 5 weitere Baone.
Hierauf überschiffen frischer Truppen so, daß am
nächsten Tag (7.) mit den Deutschen vier Divi-
sionen am anderen Ufer stünden.

Die Durchführung selbst ging folgendermaßen
vor sich: Am 6. fand tagsüber das Bombardement
statt, auf das aber, gegen unsere Erwartung, die
Serben leider nicht antworteten, weshalb trotz gro-
ßer Vorbereitungen (Kriegsmappierungsabteilung,
Flieger usw.) ihre Geschützstellungen nicht erkannt
werden konnten. In der folgenden Nacht (6. auf
7. Oktober) wurden Minen geplatzt; von 2 Uhr 30
bis 3 Uhr donnerten neuerdings unsere 160 Ge-
schütze gegen die Festung und gegen sonstige als
Stützpunkte erkannte oder vermutete Räume —
ein Anblick ebenso schauerlich als gewaltig in der
bisher stillen, nun tosenden und bröhnenden Nacht!
— Abermals leider keine Gegenwirkung. 3 Uhr!
Jetzt sollte an vier Punkten gelandet werden!
Wir sehen aber nichts auf der durch zwei feind-
liche Scheinwerfer und einige brennende Häuser
stellenweise fast taghell beleuchteten Donau. 3 Uhr
15 Minuten! 3 Uhr 30! Noch immer nichts! Auf
die Frage, ob wir Artilleristen nicht nochmals
feuern sollten? „Nein. Sie müssen gleich
kommen!“ Wir durchlebten furchtbar bange Mi-
nuten, denn der Feind konnte sich jetzt physisch
und moralisch erholen. 3 Uhr 45! Nichts! 4 Uhr!
Jetzt endlich sehen wir — hell beleuchtet — eine
lange Kette Pontons, bei der Festung vorbei, die
Donau herunterschwimmen. Sie sind nur mehr
200, nur mehr 100 Meter vom Ufer entfernt.
Bisher Totensille. Nun aber empfängt sie ein
furchtbares Feuer. Ein Drittel der Pontons mit
74ern und 84ern versinkt getroffen in den Fluten
oder treibt führerlos, voll mit Toten und Ver-
wundeten, die Donau abwärts. Was war ge-
schehen? Woher die verhängnisvolle Verspätung
um eine Stunde?

Die Infanterie war programmgemäß vor Mitternacht von Kreitz nach Semlin (etwa 5 Kilometer westlich Belgrad) mittels Dampfschiffen gebracht worden. Während dieser Fahrt brannte eine Fähre mit 2 Baonen an Bord, auf einer Sandbank; an ihre Stelle traten zwar sogleich zwei andere Baone. Eine kleine Verspätung war aber dennoch entstanden. Insbesondere aber wurde die spätere Fahrt mit den Pontons hauptsächlich dadurch sehr stark verzögert, daß die Pioniere durch zwei feindliche Scheintorpedos derart irritiert worden waren, daß sie ein- oder zweimal zwischenlanden mußten. Dies den höheren Kommanden am Land durch Lichtsignale — dies wäre die einzige Verbindungsmöglichkeit gewesen — bekanntzugeben, war untunlich, weil sie dadurch ihre geheim zu haltende Fahrt auch dem Feind verraten hätten; daß eigene Artilleriefeuer konnte und durfte daher wegen eventueller Gefährdung der Eigenen beim Landen nicht wiederholt werden. Die sehr geschwächten zwei Baone 74er und 84er (Kommandant Oberstleutnant Metteler, ein Giller) mußten vor ihrem Landen vielfach noch Draht Hindernisse unter dem Wasser durchschneiden. Trotz der hierbei neuerlich erlittenen Verluste erklärten sie den nahen Bahndamm; dort aber waren sie ausgerieben worden, wenn ihnen nicht unsere Unterseer, die 87er (Ergänzungsbezirk Cilli), darunter viele unserer Stammesbrüder, eben noch rechtzeitig mit ihrem Flankenfeuer beigeprungen wären; diese hatten nämlich kurz vorher und links der 74er ebenfalls den Bahndamm erklärt, nachdem es ihnen geglückt war, unbe-

merkt zu landen. Links (östlich) des Baons IV/87 hatten bald darauf unter schweren Verlusten auch die Jäger 15. und ein Baon 60 (Kommandant Major Christian) den Bahndamm erreicht; mußten ihn aber wegen Flankenfeuer teilweise wieder räumen und einen Hals links bis zur Donau bilden; dort gruben sie sich ein, kamen aber gleich auf Grundwasser, wo sie nun liegen bleiben mußten, ebenso ihre zahlreichen Verwundeten. Die Gesamtsituation war geradezu trostlos; auf etwa 4000 Schritte waren, statt wie geplant etwa 10.000, nur etwa 2500 Mann; hinter ihnen kein Mann Reserve, nur die hochgehende Donau. Es konnte ihnen in dieser Nacht aber auch weder durch die Artillerie, wegen Gefährdung der Eigenen, noch durch frische Truppen geholfen werden, denn die total erschöpften Pioniere mußten vorerst ihr Material — sie hatten fast zwei Drittel davon verloren — sammeln. Nach Morgengrauen (am 7.) wurden die Unseren, besonders auch die Unterseer, durch zwei oder drei sehr gut gedeckte feindliche Batterien heftig beschossen. Gegen diese und auch gegen alle sonstigen als Geschützstellungen vermuteten Räume richtete sich unser neuerliches Bombardement. Weil die serbische Artillerie aber, mit Ausnahme obiger, noch immer schwieg — sie lauerte offenbar auf günstige Momente, denn alle waren sicherlich nicht schon vernichtet — kreuzte unsere Donauflotte, um das feindliche Feuer herauszuloden — sich als Zielscheibe darbietend — vor Belgrad. Dies hatte nun endlich Erfolg. Die serbische Artillerie feuerte, wurde größtenteils erkannt und unter unser Vernichtungsfeuer genommen. Leider waren einige Monitore schwer havariert worden.

Eine bedeutende Erleichterung war bis zum Abend eingetreten. Die nächste Nacht verlief aber trotzdem ähnlich schwer wie die erste, weil die Serben mit ihren herbeigeekelten Reserven nun selbst zum Angriff übergingen. Es wurden bis zu zehn Bajonettangriffe gezählt. Das ganze große angelegte Unternehmen hing trotz größter Tapferkeit abermals nur an einem Haar; glücklicherweise überschifften, eben noch rechtzeitig, unsere braven Pioniere nach und nach weitere fünf Baone, sonst wären die Unseren der Übermacht erlegen und in die Donau geworfen worden. Am nächsten Tag (8.) neuerliches Bombardement auch durch die abermals vor Belgrad kreuzenden Monitore. Die Festung besonders glückte vielfach nur mehr einem rauchenden Trümmerhaufen; sie war vollkommen lahmgelegt. Auch die sonstige serbische Artillerie schoß nur mehr vereinzelt. Um 3 Uhr nachmittags trat nun folgendes ein: Aus einer Häusergruppe vor unseren 87ern flüchteten zufolge Artilleriefeuers eines Monitors die Serben zuerst. Die Unterseer, durch ihren Kommandanten Oberstleutnant Peter selbst geführt, stürmten ihnen nach und drangen — die rechten und linken Nachbarn mit sich reißend — nach heftigem Straßenkampf in Belgrad ein. Die Krisis war damit überwunden. Von jetzt ab ging es rasch vorwärts. Neue Truppen landeten. Um 7 Uhr früh des 9. Oktober flatterte unsere schwarzgelbe Kaiserfahne, von den 87ern gehißt, auf dem königlichen Schloß. Die Festung war schon in der Nacht zum 9. Oktober von den Serben kampflos geräumt worden. Mittags trat unser rechter Flügel mit dem linken der Deutschen in Verbindung; letztere hatten ähnlich schwer wie die Unseren, übrigens durch Flugminen, gelitten.

Als am nächsten Tag (10.) nach siegreichen Kämpfen mit weiteren serbischen Reserven bereits vier Divisionen südlich Belgrad standen, waren nicht nur Stadt und Festung gesichert erobert, es war der ganze Feldzug schon halb gewonnen. Die Überlegenheit unserer Artillerie, vor allem aber der Heldennut unserer unvergleichlichen Truppen, hatte, trotz vieler unglücklicher Zufälle (hier sind nicht alle aufgezählt) gesiegt. Diese Heldentat ist umso höher einzuschätzen, als hier die Serben, die tapfersten unserer vielen Feinde, ihr Letztes einlegten für die Verteidigung ihrer Hauptstadt. Kriegshistoriker von Ruf bezeichnen diese Eroberung geradezu als die größte Waffentat des ganzen Weltkrieges an allen Fronten. Bewunderung und Ehre jenen Männern — es sind so viele Stammesbrüder aus unserer lieben Steiermark darunter — die dort unten ihr Blut, ihr Leben in treuester Pflichterfüllung geopfert.

Hans Simiat Oberst d. R.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 276

TAG: 9. 10. 1927, 15f.

Die Durchbruchschlacht bei Slitsch.

Zum Gedenktage am 22. und 23. Oktober 1927.

Von L. Kalscher,

Major des Alpenjägerregimentes Nr. 9.

Am 24. Oktober sind es zehn Jahre, daß sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen und deren Führer in der Durchbruchschlacht bei Slitsch unssterblichen Ruhm erworben haben. Da sich an diesem Durchbruche in hervorragendem Maße die steirischen Schützenregiment 3 und 26 und das Kärntner Infanterieregiment 7 beteiligt haben, feiern das Alpenjägerregiment Nr. 9 als Traditionsregiment der beiden ersten Truppenteile und das Alpenjägerregiment 11 als Traditionsregiment des Inf.-Reg. 7 am 22. und 23. Oktober dieses gewaltige geschichtliche Ereignis.

Der 24. Oktober ist ein Ehrentag, geweiht dem Andenken jener mutigen Streiter, die an dieser außergewöhnlichen Heldentat bei Slitsch teilgenommen haben. Er soll den Geist der Treue und Tapferkeit in unserer Wehrmacht beleben und aufrecht erhalten und ein festes Band zwischen den Heiden der alten Armee und dem jungen Nachwuchs knüpfen. So lange es ein Alpenjägerregiment 9 gibt, wird dieser herrliche Kriegererfolg von unseren jungen Soldaten in würdevoller Weise gefeiert werden. Der Umstand, daß sich am Slitscher Durchbruch besonders unsere Alpen- und Steirischen in ganz hervorragender Weise ausgezeichnet haben, macht uns den 24. Oktober (Beginn der Offensive) umso unvergeßlicher. Gleichzeitig gedenken wir an diesem Tage unserer Brüder im Deutschen Reich, die uns zur Seite standen und mit uns den Sieg errangen. Damals, als wir Alpen- und Steirische Schulter an Schulter mit unseren deutschen Waffenbrüdern den herrlichen Sieg errangen, haben wir der Welt gezeigt, welch unbesiegbare Macht in dem vereinten deutschen Volke liegt.

Durch die Offensive gegen Italien in den Oktobertagen 1917 haben wir die in uns gesetzten Hoffnungen, die Heimat vor einem feindlichen Einfall zu schützen, auf das glänzendste gerechtfertigt. Vom Juni 1915 bis September 1917 hatte unsere heldenhafte Monzooarmee in 11 Verteidigungsschlachten einem an Zahl und Kampfmitteln weit überlegenen Feind eine kaum zu überbietende Widerstandskraft entgegengekehrt. In diesen schweren Monzoo- und Schlachten hatten die Italiener vergebens versucht, uns zu werfen, um nach Triest zu gelangen. In der 11. Monzoo- und Schlacht gestaltete sich unsere Lage an einigen Stellen der Monzoo- und Front schon sehr ernst. Unter anderem mußte der wichtige Monte Santo preisgegeben werden. Nur der Heldentum unserer herrlichen Truppen war es zu verdanken, daß größeres Unheil ver-

hütet wurde. Man muß bedenken, daß die Italiener auf dem südlichen Kriegsschauplatz über weit größere Reserven an Menschen und Kriegsmaterial verfügten. Durch einen 12. Angriff hätten die Italiener doch die Oberhand gewinnen können und schweres, unsagbares Elend wäre über unser Heimatland hereingebrochen. Dieser großen Gefahr mußte durch einen kühnen Angriff unsererseits begegnet werden. Von dieser Erwägung ausgehend, faßte man den Entschluß, durch eine Offensive den Feind um seine bisherigen und noch zu gewärtigenden Erfolge zu bringen. Im September 1917 standen am Monzoo 40 italienische Divisionen 20 österreichisch-ungarischen gegenüber. Um annähernd das Verhältnis 1:1 zu erzielen, waren mindestens noch 20 Divisionen und etwa tausend Geschütze erforderlich. Man war daher auf die Mitwirkung deutscher Kräfte angewiesen, die auch beigestellt wurden. Der beabsichtigten

Offensive lag folgender Plan zugrunde: Bei gleichzeitiger Demonstration der vereinigten Truppen an der Tiroler und Kärntner Front den Hauptstoß am Monzoo zu führen und ein Aufrollen der feindlichen Front im Raume Tolmein—Slitsch in der allgemeinen Richtung auf Civitale zu bewerkstelligen.

Da ein Angriff auf den beiderseitigen Begleithöhen des Slitscher Beckens nicht viel Aussicht auf Erfolg versprach, entschloß sich der Kommandant des 1. Korps, General der Infanterie Alfred Krauß, den Entscheidungstoß im Talboden zu führen. Dieser Stoß sollte mit einer solchen Wucht geführt werden, daß unsere Truppen in einem Zug durch alle drei italienischen Talstellungen hindurch auf den bis zu 1700 Meter Höhe ansteigenden Stof gelangen sollten. Durch polnische, tschechische und rumänische Deserteure war das italienische Oberkommando über unsere Absicht sehr genau orientiert. Es wunderte uns daher, daß die Italiener trotzdem durch diesen kühnen Plan vollkommen überrascht wurden.

Von eisernem Willen erfüllt, das vorgesezte Ziel ehestens zu erreichen, traten unsere tapferen Truppen am 24. Oktober in den Kampf. Die Aktion begann mit einem kräftigen Artilleriefeuer, bei dem auch ein preußisches Gaswerferbataillon mit sehr gutem Erfolge teilnahm. Um 7 Uhr begann das Wirkungsschießen der Artillerie und Minenwerfer, während dem sich die Sturm- und Patronen und die nachfolgenden Infanteriewellen der 22. Schützen- und Division unter ihrem Führer, dem allseits verehrten Generalmajor Theresienritter Rudolf Müller, an die feindlichen Hindernisse heranarbeiteten. Die Stoßgruppe (General von Mer-ten) mit Schützenregiment 26 (Oberst Freih. von Pasetti), nördlich davon ein Bataillon Kaiser-schützen II (Major Freiherr von Buol), süd-

lich von Schützen 26 ein Bataillon Kaiser-schützen II (Hauptmann Steffin) drangen im küh-nen Anlauf in die erste italienische Stellung ein, die nach heftigem Handgemenge um 10 Uhr vor-mittags vollends in unserem Besitze war. Kurz darauf wurde das dahinterliegende Fflisch in hart-näckigem Straßenkampf vom Bataillon III/26 ge-nommen. Dem Angriff schlossen sich im weiteren Verlaufe das Grazer Schützenregiment 3 (Kom-mandant Oberst von Tenner) an. Um 1 Uhr nach-mittags fiel den Angreifern die zweite und gegen 5 Uhr nachmittags die dritte italienische Stel-lung in die Hände. In hervorragender Weise haben sich damals Major Hackl (späterer Batail-lonskommandant beim Alpenjägerregiment 1/9 und Oberleutnant Trister des Schützenregiments Nr. 26) ausgezeichnet.

Gegen 9 Uhr abends besetzte Hauptmann Robert Siegel (späterer Regimentskommandant des Alpen-jägerregimentes 10) mit dem zweiten und drei Viertel des ersten Baons vom Schützenregiment 3 die wichtige Talferre von Bobzalom.

Südlich anschließend an die 22. Schützen-division kämpfte das Kärntner Infanterieregiment Nr. 7, dessen rechtes Flügelbaon (Hauptmann Warger, derzeit Oberleutnant beim Alpenjäger-regiment 10) trotz schwierigster Verhältnisse im Handgranatenkampf die feindlichen Stellungen am Posounil erstürmte und dadurch zum Gesamterfolg wesentlich beitrug.

In der Nacht vom 24. auf den 25. wurde über Aufforderung des Kommandanten der 98. Schützenbrigade (Oberst von Stoninka) ein halbes Baon Schützenregiment 3 unter Kommando des Oberleutnants Egon Wurst gegen Serpeniza vorbesohlen, das, schneidig vorgehend, beim Feinde eine derartige Panik hervorrief, daß er zahlreiche Geschütze und ein gewaltiges Kriegsmaterial im Stiche ließ. Was nicht sein Heil in der Flucht fand, wurde von den Schützen 3 gefangen ge-nommen.

Im weiteren Verlauf der Aktion begann am 25. um zirka 4 Uhr nachmittags der Vormarsch der 42. Schützenbrigade auf die Stohöhe, die durch General Stoninka mit dem Kaiser-schützenregiment I nach Mitternacht erstürmt wurde. Der Durchbruch war damit gelungen und der Sieg erkochten. Eine große Zahl von Gefangenen, Geschützen und Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger. Unter Jubelrufen wurde am 26. abends bei Übersehung des Natifone die Reichsgrenze von der 22. Schützen-division überschritten.

Die Heldentat unserer Truppen kenn-zeichnet wohl am besten das Urteil der italieni-schen Untersuchungskommission, welches lautet: „Der Durchbruch erfolgte in ungeahnter Schnel-ligkeit und unvorhergesehener Ausdehnung mit einer Sicherheit, welche nur blindem Vertrauen zur Tüchtigkeit der Truppen und ihren Führern entspringen kann. Das preischnelle mirakelhafte Vordringen wirkte überwältigend und beweist eine geniale Berwegenheit.“

Der Durchbruch bei Fflisch gehört zu den unvergänglichen Großtaten unserer ruhmreichen, alten Armee. Die Helden bei Fflisch haben sich durch ihre unvergleichliche Pflichterfüllung und selbstlose Aufopferung unsterblichen Ruhm er-

worben. Möge diese Tat nicht nur Bewunderung und Nachahmung bei unseren jungen Truppe hervorrufen, möge dieser Geist treuer Pflicht erfüllung und Opferfinns Gemeingut des gesam-ten deutschen Volkes werden. Der Selbengeist von Fflisch möge unser von Parteihass erfülltes Vol-einigen zum Segen und zur Wohlfahrt aller.

TAGESPOST (Graz)

nr.: TAG: 11. 10. 1927

Kriegstagebuch Sir Henry Wilsons.

A. B. London, 8. Oktober.
Im Verlag Cassell, London, erscheint heute ein zweibändiges Werk: „Feldmarschall Sir Henry Wilson: Sein Leben und seine Tagebücher.“ Von Generalmajor Sir C. E. Callwell, mit einem Vorwort von Marshall Foch.

Sir Henry Wilson galt als einer der fähigsten englischen Generale. Er begann seine militärische Laufbahn in Indien, zeichnete sich im südafrikanischen Krieg aus und war von 1907—1910 Kommandant der Kriegsschule, von 1910—1914 „Direktor der militärischen Operationen“. Bei Kriegsausbruch 1914 ging er als stellvertretender Chef des Generalstabs unter Sir John French nach Frankreich. Später wurde er als Vertreter der britischen Armee dem französischen Hauptquartier zugeteilt und übte in dieser Eigenschaft großen Einfluß auf die Entscheidungen des interalliierten Obersten Kriegsrates aus. Nach Beendigung des Krieges bewilligte ihm das Parlament 10.000 Pfund für seine Kriegsdienste. Im Juni 1922 wurde Wilson in London vor seinem Hause von zwei Sinnfeinern ermordet. Er fand seine letzte Ruhestätte in der St. Pauls-Kathedrale zwischen den Feldmarschällen Lord Wolseley und Lord Roberts.

Das Tagebuch Sir Henry Wilsons ist eine vernichtende Kritik an der englischen Kriegsführung von Anfang bis Ende. Keine Reputation wird geschont. Die ganze Galerie großer Männer aus großer Zeit wird an den Pranger gestellt. Sogar der Retter des Vaterlandes, Lloyd George, muß sich sagen lassen, daß der Krieg schließlich nicht wegen, sondern trotz seines Eingreifens gewonnen wurde. Ein treffender Titel für das Werk wäre: „Wie ein Krieg nicht geführt werden soll“. Es ist die Aufzählung einer ununterbrochenen Reihe von Streitereien zwischen Militärs und Politikern, zwischen Führern und Untergebenen, zwischen den Machthabern in London und den ausführenden Organen im Feld, zwischen Engländern und Franzosen; eine Schilderung von Fehlern, Irrtümern, Zweifeln, Unfähigkeit, Mißtrauen und Intrigenwirtschaft. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Wilson dauernd mitten im Getümmel der aufeinanderprallenden Gegensätze stand und vielleicht in seinem Kampfesifer die nötige Distanz nicht finden konnte, um eine objektive Darstellung der von ihm geschilderten Ereignisse zu geben. Wenn er rücksichtslos rechts und links seine Liebe niedersaufen läßt und gegen die andern wettet, so vergiftet er ganz, daß er selbst in mancher Hinsicht den Krieg völlig falsch beurteilt hat. Im August 1914 spottet

er über Ritchener, der einen langen Krieg vorausagt, und im September 1918 macht er sich lustig über die, die von einem baldigen Kriegsende reden.

Sehr interessant ist im Hinblick auf die Kriegsschuldfrage die aus dem Tagebuch sich ergebende Tatsache, daß der Krieg schon jahrelang vor Ausbruch in Paris und London vorbereitet wurde. Am 9. August 1911 schreibt Wilson: „Von Lord Haldane zum Lunch eingeladen, um mit Sir Edward Grey zusammenzutreffen. Nach einem langen Gespräch stellte ich drei Forderungen: erstens, wir müssen mit den Franzosen gemeinsame Sache machen; zweitens, wir müssen am selben Tage mobilmachen, wie die Franzosen; drittens, wir müssen alle sechs Divisionen senden. Diesen drei Punkten wurde zugestimmt, wenn auch nicht gerade mit Begeisterung. Ich war sehr enttäuscht über den von Grey und Haldane an den Tag gelegten Mangel an Verständnis für die Lage.“

Wilson und Foch standen schon lange vor Kriegsausbruch in Verbindung und arbeiteten die Pläne für die Koordination der englischen und französischen Armee im Kriegsfall aus. Wilson erzählt in seinem Tagebuch, daß er als „Privatmann“ 17mal mit dem Fahrrad von der Nordsee bis zur Schweiz gefahren sei und das Terrain studiert habe, auf dem der kommende Krieg ausgetragen werden würde.

Durchaus im Einklang mit der Tätigkeit Wilsons in den Vorkriegsjahren stand die Rolle, die er in den Tagen kurz vor der englischen Kriegserklärung spielte. Eintragung vom 1. August 1914: „Ich hatte eine Zusammenkunft mit Panouse (damals Militärattaché bei der französischen Botschaft in London) und riet ihm, Cambon (französischer Botschafter) zu veranlassen, heute abend zu Grey zu gehen und ihm zu sagen, daß er die Beziehungen abbrechen und nach Paris zurückkehren werde, wenn wir nicht mitmachen würden.“

Am Tage vor seiner Abreise auf den Kriegsschauplatz machte Wilson Abschiedsbesuche bei Winston Churchill und Lord Ritchener. „Winston war so überwältigt, daß er in Weinen ausbrach und seine Wünsche für einen siegreichen Feldzug nicht zu Ende formulieren konnte.“ Die Unterredung mit Ritchener verlief stürmisch. „Er schlug einen schroffen Ton an, und ich antwortete ihm in demselben Tone. Ich habe nicht die Absicht, mich von ihm schulmeistern zu lassen.“

Ausfälle gegen Ritchener ziehen sich durch das ganze Tagebuch. Wilson wünscht, daß sämtliche verfügbaren Offiziere und Unteroffiziere sofort an die Front geschickt werden.

Ritchener hält einen großen Prozentsatz für die Ausbildung von Rekruten in England zurück. Wilson glaubt, der Krieg werde nur ein paar Monate dauern. Ritchener trifft Vorbereitungen auf drei Jahre hinaus. Wilson vermerkt in seinem Tagebuch: „Ritcheners Schattenarmeen für Schattenkampagnen in ferner Zukunft sind ein Skandal und ein Hohn. Unter keinen Umständen kann dieser Mob sich zwei Jahre lang im Felde halten.“

Im Juli 1915 kommt Wilson auf einige Tage von der Front nach London zurück. Er faßt den hier gewonnenen Eindruck dahin zusammen: „Das Kabinett hat Angst. Ritchener hat Angst. Das Kabinett weiß nicht, was los ist. Ritchener weiß nicht, was los ist. Niemand weiß, was er zu tun hat.“

21. Oktober 1915: „Ritchener weiß nicht, ob er in den Dardanellen weitermachen oder sich aus den Dardanellen zurückziehen soll, ob er nach Saloniki gehen soll oder nicht. Er hat keinerlei Plan. Im Kabinett herrscht absolutes Chaos und Unentschlossenheit. Dafür können wir Asquith danken. Er hat sich schlafen gelegt, um Zeit zu gewinnen.“

Über einen Kriegsrat der Alliierten im September 1915 in Paris heißt es: „Erstens: Joffre, guter Soldat, großer Patriot, aber nur von einer Idee besessen: Frankreichs Sicherheit. Mit dieser Idee im Kopfe kämpft er gegen die Ideen der andern. Ein falscher Schritt, und Frankreich ist, glaubt er, verloren. Zweitens: Lord Ritchener, hauptsächlich bestrebt, aus dem elenden Loch (Gallipoli) herauszukommen, in das Winston ihn hineingebracht hat. Drittens: Millerand und Sarraïl, lediglich Politiker. Ein merkwürdiger Salat.“

Kurz nach Eröffnung der deutschen Verdun-Offensive kommt Wilson wieder nach London. Lloyd George läßt ihn rufen und fragt ihn, ob er noch immer glaube, daß die Alliierten die Deutschen schlagen könnten. „Ich erwiderte, ich hätte nicht den geringsten Zweifel daran, vorausgesetzt, daß er uns die nötigen Soldaten schicke, um zwei große Offensiven gleichzeitig einzuleiten. Zu

meinem Entsetzen antwortete er: Wir werden die Boches nie schlagen.“

Einige Tage später: „Lord Milner ist soeben von einem zehntägigen Besuch der Front zurückgekehrt. Er ist voller Bewunderung für unsere Luftwaffe und für die Wirksamkeit der militärischen Maschine als Ganzes. Aber er glaubt nicht, daß wir die Boche-Armee schlagen können. — Nach dem Frühstück hatte ich eine längere Unterredung mit Lloyd George. Ich sagte ihm, ich hätte seit meiner Rückkehr von der Front keine einzige Persönlichkeit in leitender Stellung

getroffen, die noch damit rechnete, daß wir die Boches schlagen würden, und daß er allein uns vor der Niederlage bewahren könne, die bei solchen Anschauungen unausbleiblich sei. Ich sagte ihm, daß die gegenwärtige Regierung der ganzen Armee in die Nasenlöcher stinke (that the present Government stank in the nostrils of the whole Army), und daß, wenn er sich von der Regierung trennen und die Standarte des Sieges hochhalten wolle, die Armee sich einmütig hinter ihn stellen würde.“

Wenn Wilson damals noch eine hohe Meinung von Lloyd George hatte, so hat er sie später jedenfalls nicht aufrechterhalten. Das Tagebuch wimmelt von Seitenhieben auf Lloyd George wegen seiner Einnischung in militärische Angelegenheiten, seiner Ideen von Strategie und wegen des gefährlichen Spiels, das er mit der Unterordnung des britischen Oberkommandos unter das französische Oberkommando triebe.

Bei Beginn der großen deutschen Frühjahrsoffensive 1918 ist Wilson wieder in London. Lloyd George läßt ihn zu sich kommen und fordert ihn auf, noch am selben Abend mit ihm an die Front zu reisen. Wilsons Tagebuch berichtet: „Ich erklärte dem Premierminister in gemessenem und nachdrücklichem Tonfall, daß es Augenblicke gebe, in denen die Anwesenheit eines Premierministers nichts anderes sei als eine infernalische Belästigung.“ Lloyd George ging nicht an die Front.

Mai 1918: „Ich sprach in Nr. 10, Downing Street, vor. Dort traf ich den Premierminister, Sir Eric Geddes (damals Generaldirektor der Militäreisenbahnen) und Bottomley (1)“ Das Ausrufungszeichen hinter dem Namen des damals noch florierenden, seitdem wegen Betruges und Unterschlagung zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilten und kürzlich nach Verbüßung von fünf Jahren wieder freigelassenen politischen Charlatans und berüchtigten Deutschenfressers rührt von Wilson her. Man kann es verstehen. Wilson bemerkt: „Bottomley redete viel großmauligen Unsinn.“ Zweifelloos.

Das Tagebuch strotzt von guten Dingen für alle, die den oft heiteren Gegensatz zwischen dem Heldenspiel auf der Bühne und dem Theaterrummel hinter den Kulissen der Weltgeschichte würdigen. Reizend ist zum Beispiel auch die Eintragung vom 30. Mai 1917: „Churchill erzählte mir, Lloyd George sei erpicht auf die Eroberung von Jerusalem, weil das den Walisern Freude machen würde.“ Lloyd George ist bekanntlich ein Waliser. Pikant ist auch dies (1. Oktober 1919): „Nach der Kabinettsitzung wünschte Lloyd George eine Unterredung mit mir. Wir erörterten mehreres bei einer Tasse Tee. Lloyd George wird keine Reden zugunsten des Völkerbundes halten, denn er hat endlich eingesehen, welch ein Unsinn das alles ist.“

Zum Schluß, ohne Kommentar, noch eine Eintragung vom 11. November 1918: „Hatte Dinner mit Lloyd George in Nr. 10, Downing Street. Nur Winston und F. E. Smith (Lord Birkenhead) anwesend. Wir erörterten eine Reihe von Angelegenheiten, hauptsächlich die bevorstehenden Neuwahlen. Lloyd George ist dafür, den Kaiser zu erschießen. F. E. ist derselben Meinung. Winston ist dagegen.“

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 290

TAG: 23.10.1927, 15

In den Stahlgewittern von Flitsch.

Aus Tagebuch und Erinnerung.

Von Max Vogrin, Schützen-Reg. 26.

Eng aneinandergebrückt sitzen wir in dem Loch, das sich Kaverne nennt, und harren der Dinge, die da oben auf der Erdoberfläche kommen würden. Das unruhig zuckende Licht der Zugslaterne leuchtet trübe in dieser Finsternis, leuchtet vielleicht manchem zum letztenmal. Morgen um 9 Uhr geht's los und wir Sechszwanziger müssen Flitsch nehmen! Das „müssen“ betonte unser Kompagniechef gestern abend im Pustinalager besonders. Nun warten wir geduldig oder ungeduldig, ein jeder nach seiner Art, bis zum Angriffsbefehl, aber doch froh, dem nächtlichen Zeltlager von Pustina, einer wirklichen Einöde unter den Hängen des Rombon, entronnen zu sein. Von belanglosen Sachen reden wir, doch nie und da meint ein Zweifler, ob's geh'n würde, denn die Italiener wissen ja alles. Draußen aber beginnt ein Brausen und Säusen, als ob die Hölle los wäre. Der Boden erdröhnt und scheint zu bersten. Erde fällt von den Kavernwänden und das Licht flackert stärker. „Schau' hinaus ob alles in Ordnung ist!“ befiehlt mir mein Kompagnieführer, und ich stoß mich durch den engen Gang, steig' über sanft schlafende Leiber meiner braven Leute, dem einen oder andern ein aufmunterndes Wort zuflüsternd, das er freundlichst quittiert. Den Stahlhelm fester geschnallt, die Gasmaste bereit, betrete ich den Graben, wo Sporthosten durch die Schießscharten lugen und ruhig das Höllenkonzert über sich ergehen lassen. „Nix los!“ melden sie. Dabei ein Brausen und Krachen ober und vor uns, als ob der Tag des Jüngsten Gerichtes angebrochen wäre. Drüben in Flitsch Aufzucken von Bränden und Bersten der schweren deutschen Minen. Mitleid regt sich bei dem Gedanken an die armen Teufel da drüben und doch gewinnt die Freude überhand, daß das Blatt endlich einmal gewendet hat. Die und da vertritt sich auch zu uns ein Geller oder eine zu kurze Lage. Die beruhigende, geliebte Zigarette im Mund fuge ich hinter einer Traverse und höre diesem Walspurgisnachtstreiben zu. Alle Dimensionen von Geschützrohren brüllen, speien Tod und Verderben auf die welschen Stellungen, zerstampfen alles, damit wir's leichter haben. 30,5 jammern durch die Luft, Minen gurgeln, die und da rasselt ein italienisches Pistolenmaschinengewehr hoch oben auf dem Rombon oder ein welsches Maschinengewehr macht sich bemerkbar. Am Jaworec leuchtet öfters ein Scheinwerfer in die Nacht. Ein unheimlich schönes Bild.

Immer stärker schwillt das Trommelfeuer, es wird zum Orkan, der alles unbarmherzig nieder-mäht. Posten kommen und gehen. Ordnonnazen eilen hastig umher. Gebüdd geht der Verkehr vor sich, denn sicher ist sicher. Veruhigt über das Gesehene

kehr' ich zurück in das Loch, wo mich alle fragen: „Geht's bald los?“ oder „Was macht der Ital?“ Bieviel Uhr ist's?“ — „Noch kurze Zeit Galgen-frist“ lacht einer, „Ipo das“ sagt ein anderer und doch steigert sich die Erregung aller von Minute zu Minute. Kaum auszuhalten. Nochmals kriech' ich hinaus, um nachzuschauen, wie's bei den andern Jügen steht, doch alles wohlauf, voller Spannung und Entschlossenheit, während es drüben wie in einem Vulkan brodelst und zischt. Dampf und Feuer hüllt Flitsch ein, schier bang wird's mir beim Gedanken, daß ich in kurzer Zeit diesem Hegenkessel ausgeliefert sein werde. Wir „müssen!“, dieser Gedanke genügt, um alles Unsolbatische zu vertreiben. Grau und regnerisch ist der Tag angebrochen, die Uhr schiebt sich gegen neun. Zu eng wird uns die Kaverne vor Aufregung, nur die Zigarette, der treue Freund, hilft in dieser Lage. Verstoßen schaut mein Kompagnieführer auf die Uhr, ernst wird seine Miene und feierlich Klingt's von seinen Lippen: „Leutln, fertig machen, in zehn Minuten geht's los!“ Lautlose Stille umfängt uns in diesem Loch, nur das Zittern der Kavernwände verrät den Eisenorkan, der über uns segt, und wie auf Befehl nimmt jeder den Stahlhelm ab, seine Hände zum stillen Gebet faltend...

Helm auf, den Stock in die Linke, Pistole schußfertig, ein stiller Händedruck mit meinem Kompagniechef: „Auf Wiedersehen!“ sagt er und ich steig ans Tageslicht, das mich grau und ungewiß grüßt. Nebel verhüllt den größten Teil dieses zur Hölle gewordenen Talbeckens und ein lauer Regen plätschert zur gemarterten und zersehten Erde. Unvergeßlich graben sich diese Minuten ins Herz, das zu zerpringen droht. Die Pulse hämmern, die Nervenstränge sind zum Zerreißen angespannt. Was wird kommen? „Komm ich durch, kommst du durch, lieber Kamerad?“

„9 Uhr,“ ruft der Kompagniekommandant, „los Leutln!“ Weiß Gott, was er uns noch zuruft, wir sind drüber über die Brustwehr durchs eigene Drahtverhau, im freien Feld. Gurrall brüllen wir, Naprej fantje, norwärts Manneder! Schrei' ich zu meinen Leuten, die, handgranatenbewehrt, losstürmen, als ob der Teufel hinter ihnen wäre. Traumhaft schnell ging's. Links und rechts stürmen unsere herrlichen Sechszwanziger vor, nicht achtend des niederprasselnden Stahlgagels und mit Gurrall fliegen die Handgranaten ins Drahtverhau, um noch zu zerstören, was vielleicht die Granaten verschont. Da und dort regt sich's im welschen Graben, Maschinen fangen zu hämmern an. Tapfere Kerle wehren sich, die diese Hölle überstanden haben, doch jetzt sind wir da. Kurz ist der Kampf, Kolben sausen, Mann an Mann reuhen wir. Wir müssen! Und sie müssen sich ergeben. Uns gehörten das erste Maschinengewehr und die ersten Gefangenen. Wie sie aussehen, diese armen Teufel. „Evviva Austria!“ rufen sie plötzlich und laufen nach

unsern Stellungen, beglückt, dem Leben erhalten zu bleiben, wenn auch irgendwo in einem Lager. Doch dort gibt's keine Minen, kein Trommelfeuer und keine Marburger Schützen.

Nun stürzen wir uns hinein ins brennende Glitzsch, aus dessen Mauerresten uns Tod und Verderben entgegensteht. Unsagbar schrecklich wird's mir zu Mute. Da und dort bleibt einer meiner Kasperen liegen und ich kann nicht helfen. Herrgott da oben, hilf du! — Von Haus zu Haus geht's im Sturmschritt, während die Mauern stürzen und die Balken splitternd herumfliegen. Der Höllenlärm

aber dauert unvermindert fort, steigert sich hier in den Mauern ins Unbeschreibliche. Was nicht unter den einsinkenden Hausruinen begraben wird, ergibt sich nach kurzem Kampfe, denn sie sind mürbe, die italienischen „87er“, zu viel mußten sie über sich ergehen lassen. Gelbkreuzgas, 42-Zentimeter-Minen stundenlang, das halten nur österreichische Krieger aus.

Unaufhaltsam rennen wir weiter, mit uns stets unser verehrter Baonskommandant, Hauptmann Hermann Siegel, kühn und unerschrocken an der Spitze eines gesammelten Haufens Versprengter von allen Kompagnien. Eine Stunde währt der Straßenkampf, bis wir durch sind, eine Stunde unbeschreiblichsten Schreckens in diesem brodelnden Krater, die sekundenweise an unserem Lebensfaden zerrt. Doch durch sind wir, Glitzsch gehört dem 8. Bataillon. Weiter, immer weiter kämpfen wir uns durch, langsam zu einem Häuflein geschmolzen, in diesem furchtbaren Stahlgewitter. Die Artilleristen arbeiten großartig. Immer weiter vorlegen sie das Sperrfeuer, um den Anmarsch italienischer Reserven zu vereiteln. Überraschend überwältigen wir paar Leute den italienischen Regimentsstab. Die Verbindung mit links und rechts hat vollkommen aufgehört, keine Ahnung haben wir, wie's bei den andern Baonen zugeht. Allein stehen wir im Nebel und Regen, doch unverzagt geht es vorwärts. Schwächer wird das Artilleriefeuer, nur die weittragenden Geschütze bearbeiten die Anmarschräume. Stellung um Stellung erstürmen wir, rasten und laben uns an erbeuteten Lebensmitteln. Langsam klärt sich das ganze Durcheinander, der Widerstand wird schwächer und rechts oben bei Bluschn kämpfen unsere Sechszwanziger noch hart gegen einen gut kavernierten Gegner, doch untersteirische Tapferkeit und Handgranaten bahnen sich auch hier den Weg unter der Führung von Major Hall und Oberleutnant Trister. Nochmals, bei der dritten Hauptstellung, heißt's wader zugreifen, denn hier ist alles heil, hier gab es nur wenig Artilleriewirkung. Doch wir „müssen“! Es gelingt, und in Doppelreihen führen zwei Schützen den Gegner ab ins ruhige Hinterland, während wir Halt machen, da unsere Aufgabe gelöst ist: Glitzsch unser, der Feind erledigt.

Da und dort tauchen versprengte oder verlaufene Teile auf, freudig erregt begrüßen wir uns und können es nicht glauben, daß wir dieser Hölle entronnen sind. „An Ort und Stelle bleiben“, lautet der Befehl. „Jetzt kommen die andern dran“, sagt unser Regimentsvater, Oberstleutnant Freiherr von Paselli. Stolz und dankbare Freude leuchtet aus seinen Augen.

Steirisches Helbentum hat einen Tag beschlagen, den die Weltgeschichte vermerken wird für ewige Zeiten, und im Innigen, stillen Gebet denken wir an unsere Braven, die in Glitzsch geblieben sind, und danken dem Herrgott für seinen Schutz. Langsam kommt wieder die Nacht, das freie Feld ist unser Nachtlager. Mit Minengranaten bestreicht uns der Gegner, doch auch dies verstummt mit der Dunkelheit. Eng aneinandergedrückt, liegen wir in einer Steinrachel, das Feltblatt über Kopf und Körper gespannt, die Beine im Regen, der milde weiter niedergeht. Bald kommt der Schlaf. Trotz Steinbett und Stahlhelmpolster träume ich von den dunklen Forsten des Bachers, von ruhigen Friedenstag. Kein schreckliches Kriegsbild stört den erquickenden Schlaf, bis uns die Stimme un-

seres Siegel „Drittes Bataillon Alarm!“ in die rauhe Wirklichkeit ruft und wir untersteirischen Sechszwanziger losgehen, um weiter zu siegen.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 290

TAG: 23. 10. 1927

Zehn Jahre nach Karfreit.

Die glänzendsten Schlachten der vier Siegesjahre waren die von Tannenberg, von Gorlice, von Hermannstadt und von Karfreit. An ihnen konnte sich die Vorstellung, die man aus den Jahrtausenden der Geschichte von glänzenden Siegen geschöpft hatte, festhalten und erneuern. In dem tage- und wochenlangen Ringen im Westen, im Karst und zuletzt auch im Nordosten war nichts als der Greuel und Schrecken des neuzeitlichen Krieges zu erblicken, jene vier Schlachten aber, die 1914, 1915, 1916 und 1917 geschlagen wurden, zeigten noch Feldherrn- und Männertaten alten Stils, über ihnen waltete nicht bloß der blutrünstige Mars, sie waren auch überstrahlt vom goldenen Flügel der Nike.

Hundertfach hört man immer wieder, daß der Rückzug aus der schon gewonnenen Schlacht an der Marne den Weltkrieg schon im Anfang entschieden habe. In Wirklichkeit schwankte die Waage des Sieges bis zum Frühjahr 1918; wie Winston Churchill schrieb, war es „ein gleiches Wettrennen bis zum Ende“. Churchill sagt weiter: „Schließlich sind wir durchgekommen, weil die ganze Nation unerschütterlich zusammenarbeitete, weil unser Volk kerngesund war. Seien wir dankbar!“ Vor allem hat die Uneinigkeit in der Führung der Mittelmächte im Frühjahr 1916, als man zugleich vor Verdun und in Belgischtirol angriff, mehr zum Endgeschick beigetragen, als das Ereignis an der Marne, und vollends verhängnisvoll war es, daß der Sieg nicht dort geholt wurde, wo er mit Sicherheit zu gewinnen war, in Venetien.

Die in ihren Ausmaßen ungeheure Katastrophe, die Italien getroffen hätte, wenn gleichzeitig mit dem Durchbruch von Tolmein der Vorstoß aus Tirol an die Piave erfolgt

wäre, hätte die Entscheidung des Krieges gebracht. General Hoffmann, der jüngst verstorbene seinerzeitige Generalstabschef der Ostfront, der anerkannte Sachverständige, bemerkt in seinem Buch, das den bezeichnenden Titel führt „Der Krieg der veräumten Gelegenheiten“: „Die Ostfront hätte um diese Zeit ohne weiteres stärkere Kräfte hergeben können . . . Der Erfolg läßt sich kaum ausmalen, den man mit der großen Operation hätte erringen können.“ In der Tat, der sichere Erfolg wäre die Gefangennahme von drei oder mehr Millionen Mann mit etwa 5000 Geschützen und mit Vorräten gewesen, die auf lange Zeit die siegreichen Heere ernährt hätten.

An der strategischen Auswirkung eines solchen Sieges wäre kein Zweifel möglich gewesen: die verbündeten Heere konnten sich durch Oberitalien gegen die Meer Alpen zuwälzen und das von Südosten her bedrohte Frankreich wäre zusammengebrochen. Noch waren die Nachwirkungen der Meuterei, die fast die ganze französische Armee im Frühjahr 1917 ergriffen hatte (und die ihrerseits auch die Möglichkeit eines entscheidenden deutschen Sieges geboten hätte) trotz ihrer schonungslos blutigen Unterdrückung durch Revolte keineswegs behoben, noch war Amerika fern, die Gefahr für den Süden hätte die Widerstandskraft des Landes aufs neue gebrochen. Kriegsgefangene, die dort unten waren, haben den Eindruck mit nach Hause gebracht, daß die Furcht vor dem Einbruch aus Italien keine Grenzen kannte und gleichbedeutend war mit einer völligen Ergebung in die Niederlage. Im Osten standen nach dem Mißerfolge der bolschewistischen Offensive noch anderthalb Millionen Mann der Verbündeten, ein Drittel davon hätte im Herbst 1917 in Oberitalien den Krieg für die Mittelmächte gewonnen.

TAGEPOST (1917)

FSPION ES

OPS

Warum kam es anders? General Krafft von Delmensingen, der die ganze Front bis an die Etzsch bereiste, um die Möglichkeiten des Durchbruchs zu untersuchen, urteilte im Spätsommer 1917, daß die Vorbereitungen in Tirol drei Monate, die bei Flitsch sechs Wochen in Anspruch nehmen würden. Da entschied man sich für Flitsch — warum nicht für beide Stellen? Der Angriff brauchte nicht viel später, nur die Vorbereitung früher ange-
setzt zu werden. Wenn man gewollt hätte, wäre es natürlich gegangen. Aber man wollte nicht. Ludendorff hat offenbar die Sachlage niemals gewürdigt, sein Blick blieb starr auf die Westfront geheftet, an der er später den Sieg holen wollte. Aber, wer die Dinge im österreichischen Lager beobachten konnte, weiß auch nach der anderen Seite Bescheid. Die I. u. II. Führung hat im ganzen Krieg nichts drückender empfunden, als die Notwendigkeit, im Südwesten deutsche Kräfte zu Hilfe zu nehmen. Als die acht Divisionen gekommen waren und bis an die Piave mitgezogen hatten, war der Erfolg nach innen eine Feindschaft zwischen den verbündeten Truppen, die sich in den widerwärtigsten Formen äußerte. Die Kunst und der Erfolg der Wühlarbeit waren grenzenlos. Der Eindruck aber der: hier hatte selbstmörderische Verblendung gewaltet und den Ausgang des Krieges, das Schicksal der Monarchie entschieden.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 15.2.1928

Ein Vortrag im Offiziersverband.

Nach dem düsteren Ende des Weltkrieges forderte die öffentliche Meinung sowohl in Deutschland als auch in Österreich umfangreiche Untersuchungen über die Ursachen der Katastrophe. Die Frage der „Schuld im Kriege“ wurde aber von beiden Staaten ganz verschieden behandelt. Die parlamentarische Kommission in Deutschland griff nicht Einzelfälle heraus; sie versuchte vielmehr nur große Probleme zu lösen, wie: Vorgeschiedte, Friedensmöglichkeiten und Völkerrechtsverletzungen im Kriege, dann Ursachen des Zusammenbruches. Die Studien sind nach siebenjährigen, umfangreichen Erhebungen zum Abschluß gekommen (in 24 Bänden). Sie haben dazu beigetragen, die Leidenenschaften im Lande zu mildern und das Ansehen des deutschen Volkes im Ausland wieder zu heben. Anders war das Untersuchungssystem in Österreich. Von diesen Arbeiten berichtete sehr interessant General d. R. Emil Razenhofner, ehemals Sekretär der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen im Kriege. Bei uns

wurde von Haus aus für die Untersuchung ein Personenkreis festgelegt: Alle Führer vom Bataillonskommandanten (und Gleichgestellten) aufwärts, die sich schwere Verstöße oder Vergehen gegen die Dienstvorschriften zuschulden kommen ließen, waren zu ermitteln. Die Nationalversammlung suchte durch drei Monate geeignete Männer des allgemeinen Vertrauens. Endlich war die Kommission komplett. Sie bestand aus Universitätsprofessoren (Strafrechtslehrer, Anatom und Psychiater), einem Rechtsanwalt und einem Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“. Der Vortragende hob die Armee-Fremdheit der Vertrauensmänner, aber auch ihre untadelige Objektivität im Einzelfall hervor. Der Eröffnungstag der Kommission wurde reklamhaft intensiv angekündigt. Zur größten Überraschung meldete sich jedoch kein Kläger, obwohl die abenteuerlichsten Gerüchte über Verbrechen der Truppenführer in der Luft schwebten. Man entschloß sich daher alle Ausgaben der Tagesblätter seit der Piave-Schlacht durchzusehen, um Untersuchungsmaterial zu erhalten. Aber auch diese Ausbeute war ebensomäßig wie jene aus 7042 Fragebogen, die persönlich adressiert an maßgebende Kreise verschickt wurden (nur 6 Prozent der Fragebogen kamen erledigt zurück, hauptsächlich von höheren Offizieren des ehemaligen Generalstabes). Nach drei-

jähriger Arbeit lagen 484 Fälle zur Untersuchung vor. Von diesen gingen 147 an die Staatsanwaltschaft ab, aber nur 40 richteten sich gegen höhere Kommandanten. Zur Verurteilung kam es lediglich in zwei Fällen. Soweit das Ergebnis der Kommission, die u. a. auch den Feldmarschallleutnant Teisinger völlig rehabilitierte, dem Zeugmeister Potiorek kein Verschulden beim Rückzug in Serbien nachweisen konnte und den Zusammenbruch der Trioler Front nicht von einer Flucht der Führer ableitete. Der Berichterstatter im Parlament aber kümmerte sich herzlich wenig um den Wortlaut der Protokolltexte; sein Referat über „Die alte Armee im Lichte der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen“ stand in einem krassen, bedauernswerten Widerspruch zu den Feststellungen der Vertrauensmänner... General Razenhofner fand für seine Aufklärungen, die von einer wohlthuenden, noblen Sachlichkeit erfüllt waren, stärksten Beifall. An dem Vortrag nahmen auch der deutsche Generalkonsul Dr. Ney, hervorragende Vertreter aus Grazer juristischen Kreisen, dann die Spitzen des Militärs und viele hohe Offiziere des Ruhestandes teil.

24. II. 1928

Zur Schlacht bei Vittorio-Veneto.

In „Coast Artillery Journal“ (Washington), vom September 1927 schildert der Hauptmann Charles F. Sullivan diese Schlacht mit folgenden Worten:

„Die Schlacht bei Vittorio-Veneto war der größte zusammenhängende Zusammenstoß der im Weltkriege ausgesprochen wurde und sie ist deshalb die größte Schlacht der ganzen geschichtlichen Zeit. Es traten darin beinahe zwei Millionen Kämpfer auf, welche Truppen lediglich in dieser besonderen Schlacht und nicht in bloß anschließenden oder dazu in Beziehung stehenden Kämpfen verwendet wurden. Die Schlacht wurde planmäßig auf einer Front von 250 Kilometern geführt, über Schnee- und Eiswälder, über hochragende Gipfel und auf Hochflächen, über den Wolken und durch ein so kumpfiges Gebiet, daß keine Gräben, sondern nur Aufwände möglich waren. Sie wurde im geheimen geplant und vorbereitet durch einen einzigen obersten Führer und seinem Stab und sie wurde unter einheitlicher Führung nach so genau vorhergesehenen Entwürfen ausgeführt, als wäre sie ein ungeheures taktisches Manöver gewesen. Sie war der einzige entscheidende Sieg in solchem Maßstab auf beiden Seiten während des Weltkrieges. Ihre unmittelbaren Ergebnisse waren bedeutender als die jeder anderen Schlacht seit Waterloo.“

In ähnlich verfliegener Weise wird die italienische Führung gepriesen, die gewiß durch das Hämmern auf die Grappastellung sämtliche österreichische Reserven dahin lockte, um dann an der mittleren, von Reserven gänzlich entblößten Piavesfronte durchzubrechen. Die gegenüberstehenden Kräfte schätzte er auf 827 Bataillone = 1.070.000 und 7000 Geschütze auf österreichisch-ungarischer Seite, auf 790 Bataillone = 912.000 Mann und 8929 Geschütze auf Seite der Alliierten (35 ital., 3 brit., 2 franz., 1 tschechoslov. Division und das amerik. J.-R. Nr. 332). Die österreichische schwere Artillerie war nach Verwendung und Wirkung der feindlichen überlegen, während die leichte Artillerie unter französischem Einfluß geschickter auftrat. Die österreichischen Maschinengewehrabteilungen kämpften besonders tapfer und verstanden es, überraschend und flankierend aufzutreten.

Diese Darlegungen, namentlich die anfangs angeführten Sätze fordern scharfen Widerspruch heraus, damit nicht wieder eine Legende zu Geschichte werde, wie es ja bereits versucht wurde, selbst Custozza von 1866 als italienischen Sieg darzustellen.

Die österreichischen Reserven standen richtig. Es wäre durchaus möglich gewesen, mit vier Divisionen unter dem FML. von Rohring von Norden, mit drei Reserve divisionen der Monzarmee von Osten her auf Conegliano vorzustoßen und am 28. Oktober die gesamten übergegangenen Kräfte über die Piave zurückzuwerfen, wenn die durch politische Agitation unterwühlten Truppen nicht den Gehoramt verweigert hätten.

Der Verfasser schildert die erbitterten Kämpfe am Grappa und Asolone und unterscheidet richtig zwischen dem überstärzten und ungeordneten Rückzug jener Armeeteile, die gerade am weitesten weg von der Kampffront standen, und dem hartnäckigen Widerstand einzelner Teile der Kampfruppen. Es hebt selbst hervor, daß an jeder kleinen Brücke, bei jedem verteidigungsfähigen Haus, das eine Straße sperrte, auf jedem Hügel, der das Unterland beherrschte, Maschinengewehre mit ganzen Gruppen toter Verbindungen gefunden wurden, die den Rückzug der übrigen mit ihrem Leibe deckten. Es fiel ihm dagegen nicht auf, daß der Unterschied im verschiedenen Verhalten seine Ursache in der verschiedenen Nationalität der Truppen und in dem Grade bestand, als ihre Disziplin durch politische Fehler untergraben wurde. Gerechterweise muß zugegeben werden, daß sich auch nichtdeutsche Truppen hierbei hervorragend schlugen, wie andererseits wieder deutschösterreichische Truppen endlich versagten, nachdem man sie immer wieder in den Brennpunkten des Kampfes eingesetzt hatte, um die Front zu schützen.

Bezüglich der Kampfkraft der Österreicher hätte der Verfasser hervorheben können, daß die österreichische Infanterie sich im Zielfeuer, sowie im Nahkampf mit Handgranaten und Bajonett den Italienern überall überlegen zeigte und dieses Gefühl der Überlegenheit selbst während des Zusammenbruches bewahrte.

Bei Berechnung der Stärkeverhältnisse scheint es, als ob alles, was Uniform trug, bis zur Donau und Theiß mitgezählt und die Bataillonszahl einfach mit 1000 multipliziert wurde. Es gab jedoch schon vor Beginn der letzten Schlacht Kompagnien mit bloß 70 Feuergevehren.

Die großen Zahlen an Gefangenen wurden weder durch geniale Führung, noch durch Waffenvirkung erzielt, sondern durch den Umstand, daß die österreichischen Truppen den Befehl zum Einsteilen der Feindseligkeiten ertümelich, richtiger infolge machiavellistischer Täuschung durch die italienische Heeresleitung, 36 Stunden früher erhielten, als die feindlichen Truppen. Die hierdurch erzeugte Verwirrung wurde zwar geschickt, aber wenig ritterlich ausgenützt, um aus dem zögernden Folgen hinter einem einfach nach Hause eilenden und sich freiwillig auflösenden Heere einen großen Sieg vorzutäuschen. Zum endgültigen Niederbruch der Mittelmächte hat das Auspringen Bulgariens mehr beigetragen, als das gesamte italienische Heer.

General Diaz hat seinerzeit mit vorbildlicher Energie das italienische Heer nach der zwölften Monzoscchlacht förmlich neu aufgestellt und die letzte große Schlacht zweifach vorbereitet und eingeleitet. Ein so überragender Führer war er jedoch nicht, denn sowohl bei der Junioffensive der Österreicher, wie aus vielen Frontseiten der letzten Schlacht zeigte sich, daß das vom Jahre 1848 stammende Urteil noch immer zurecht bestand: giorno di battaglia, giorno di gran confusione.

Hätten die österreichisch-ungarischen Truppen geahnt, welche lange und harte Gefangenschaft ihnen bevorstand, hätte man voraussehen können, wie widerrechtlich die Südtiroler geknechtet wurden, der Italiener wäre nie über Trient hinaus, geschweige bis an den Brenner gelangt.

Der stellenweise recht naiven Darstellung der Schlacht durch Mr. Sullivan liegt wahrscheinlich unbewußt der Wunsch zugrunde, an einem kriegerischem Rekord beteiligt gewesen zu sein. Es bleibt immerhin bedauerlich, daß eine sonst so hervorragend geleitete Zeitschrift den Aufsatz nicht rechtzeitig unter die kritische Lupe genommen hat.

Gst.

Österreichische Wehrevitung
9. III. 1928

Die Einnahme von Odessa 1918.

Von Oberst Alfred von Dragoni.

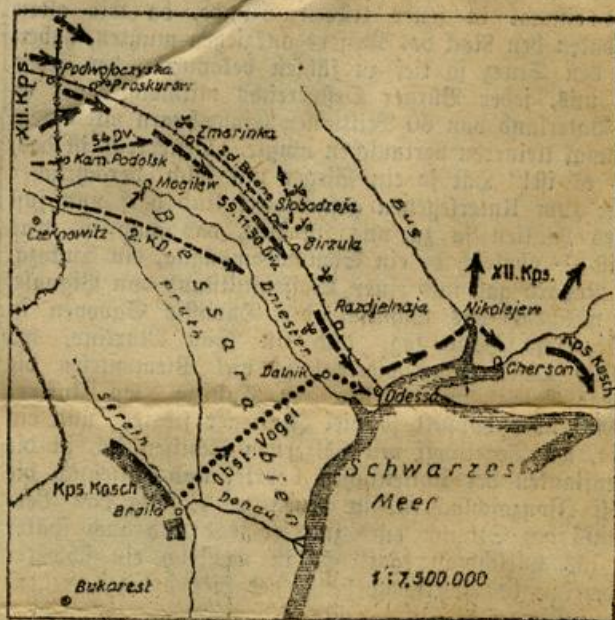
Am 13. März sind es 10 Jahre, daß Odessa — die russische Schwarz-See-Kapitale und größte Stadt (800.000 Einwohner), die im ganzen Weltkriege von österreichisch-ungarischen Truppen eingenommen wurde — in unsere Hände fiel. Nach — leider — längerem Zögern unserer Staatsleitung zur Teilnahme an der Besetzung der Ukraine, wodurch wir gegen die nördlich von uns vorgehenden deutschen Truppen zurückbleiben mußten, war endlich am 28. Februar die alte Reichsgrenze beiderseits Podwoloczyska vom XII. Kps. (11., 30., 59. JZ.), JZM. v. Braun (ich war Kps-Gstabschef) überschritten worden, während weiter südlich die 54. Sch.-Div. und 2. KD. über Kamienke Podolsk in die Ukraine, beziehungsweise in Besarabien eindringen und bald ebenfalls dem XII. Kps. unterstellt wurden.

Als erstes Ziel der Operationen des unter unendlichen Schwierigkeiten inszenierten „Eisenbahnkrieges“ kristallisierte sich bald die erste Gewinnung Odessas, bei Sicherung der Bahnlinien heraus. Da eine Trennung der Vorrückungsräume erst nach längerem Verhandeln der verbündeten Heeresleitungen zustande kam, waren die Bedingungen für einen Wettlauf der verbündeten Truppen auf Odessa selbstverständlich gegeben. Ohne auf diese Operationen einzugehen, sei nur kurz gesagt, daß nach harten und verlustreichen Kämpfen (28. Februar bis 7. März von Proskurov bis Birzula) der Vorhut des XII. Kps. — Gm. Alfred v. Zeidler mit der Jägerbrigade, der 30. JZ., dem ausgezeichneten Sturmhaon 30 (Mittm. Mareš) und zwei deutschen Bataillonen — die Bolschewiken, deren kampftüchtiger Kern Matrosen der Schwarz-See-Flotte waren, wiederholt gewonnen wurden und der beschleunigte Vormarsch Richtung Odessa seinen Fortgang nahm. Die zwei deutschen Bataillone waren von Birzula auf Grund endlicher Vereinbarung der beiden Heeresleitungen nach Norden abgezogen und Odessa winkte anscheinend als sichere Beute für das XII. Kps. Und fast wäre es wieder anders gekommen!

Unsere ungemein initiativ geführten Verbündeten versuchten ein zweitesmal, uns in Odessa zuzukommen, und setzten als Vorhut ihres in Rumänien — mit dem ja der Friede von Busta geschlossen war — zum Einmarsch in die Ukraine sich bereitstellenden Korps (G. d. J. Kossch), zwei Bataillone unter Oberstbrigadier Vogel im Autotransporte quer durch Besarabien auf Odessa an. Inzwischen hatte unsere glänzend geführte Vorhutbrigade Zeidler, von ihrer seit 2 1/2 Jahren unter gleichem Kommando stehenden Division (Amtl. JZM. v. Jesser, Gstabschef Obstl. von Raab) immer wieder verständnisvoll gestützt, am 11. März die Hauptkraft der Bolschewiken bei Razdjelnaja in wohl vorbereitem Angriff zertrümmert. Die von General Mura wie geleitete Verteidigung Odessas — er verfügte dort über 10.000 Matrosen und zahlreiche Schiffsgeschütze und wollte etwa 50.000 Arbeiter zum Kampfe zwingen — hatte durch die Niederlage von Razdjelnaja allen Halt verloren. Am gleichen Tage nahm Obstl. Vogel Anteil genommen und stand vom 12. nachmittags an südwestlich Odessa in leichtem Gefechte. Gm. v. Zeidler hatte am 12., durch wiederholte Bahnunterbrechungen immer wieder aufgehalten, sich Odessa halbwegs von Razdjelnaja her, genähert.

Am 13. früh knüpfte Obstl. Vogel, der ohne jede Artillerie den Angriff auf Odessa mit seinen zwei Bataillonen naturgemäß nicht wagen konnte, mit den Machthabern der Stadt Verhandlungen an, um entweder die freiwillige Übergabe zu erreichen, oder doch Zeit zu gewinnen. Gleichzeitig

sendete er einen Offizier nach Razdjelnaja, um von den österreichisch-ungarischen Truppen Verstärkung — speziell Artillerie — anzusprechen. Um die Mittagsstunde schoß Lt. Beschte unserer Fliegerkompanie 18 ein Bolschewikenflugzeug ober der Stadt Odessa ab. Um einerseits die Verbindung mit den deutschen Truppen herzustellen, andererseits sich seinen Abschluß bestätigen zu lassen, ging Lt. Beschte beim Det. Vogel nieder. Obstl. Vogel beglückwünschte den schneidigen jungen Offizier zu seinem deutlich mitangehenden Erfolge, trank ihm mit einem Glas Chamagner zu, ihn auffordernd, ehestens den nächsten k. u. k. Truppen die Aufforderung zur Unterstützung zu überbringen. Beschte stieg gleich wieder auf, landete bei dem — wieder von einer Bahnunterbrechung haltenden — Gm. v. Zeidler, der ihn beauftragte, seinen Entschluß, unbedingt noch heute



Odessa zu gewinnen, dem XII. Kps., das Zeidler nächst Razdjelnaja vermutete, zu melden. Kurz nachher lief JZM. v. Jessers Befehl, der sich mit Gm. v. Zeidlers Absicht ohnehin deckte, bei diesem ein.

Es war vor 3 Uhr nachmittags, als das XII. Kps. — tatsächlich in Razdjelnaja — einen Flieger knapp westlich des Bahnhofes niedergehen sah. Lt. Beschte stattete JZM. v. Braun seine Meldung ab. Der brave Fliegeroffizier wurde beauftragt, sogleich zu Gm. v. Zeidler zurückzukehren und ihm — bei voller Gutheißung seiner Absicht — den Befehl zu übermitteln, unbedingt sich des Hafens (dort zirka 100 Handelsdampfer festgestellt) zu bemächtigen. Die Brigade Zeidler war unterdessen nach endlicher Beilegung der letzten Bahnunterbrechung — Lt. Beschte hatte seinen Auftrag eben noch erledigen können — schneidig, ohne viel Rücksicht auf bahntechnische Sicherung oder möglichen russischen Widerstand, Transportzug hinter Transportzug sich auf Sicht folgend, nach Odessa vorgeschoben. Durch das Ansetzen des Det. Obstl. Vogel begünstigt, gelang der Handstreich des Vorhutbrigadiers vollkommen. Kurz vor 4 Uhr fuhr General v. Zeidler mit seiner eigenen Vorhuttruppe (St. 30,

Zg. 14, 18, 2 Batt.), den großen Frachtenbahnhof durchrollend, gleich direkt in den — mitten in Odesa gelegen — Hauptbahnhof ein, besetzte sofort diesen und sich unverzüglich ausbreitend, den Hafen, und noch in den Abendstunden mit den ununterbrochen nachrollenden Baonen das Kastell, die große Radiostation und den Frachtenbahnhof. Die Bolschewiken — seit Razdjelnaja demoralisiert und uneins — waren teils gegen Ost abgezogen, teils auf die Kriegesflotte gesüchelt, die noch nachts gegen Sebastopol auslief; nur ein Kreuzer blieb draußen auf der See zurück.

Das XII. KK. traf um 11 Uhr 20 Min. nachts in Odesa ein. Obstk. v. Raabl meldete persönlich, daß das 30. ID. Ambo. schon um 9 Uhr 45 Min. mit der russischen Radiostation die Einnahme Odesas an das ADK. Baden gemeldet habe. FZM. v. Braun ernannte sofort den FZM. v. Jesser zum Stadt-, Gm. v. Feibler zum Hafenskommandanten von Odesa. Der forcierte Truppentransport dauerte die ganze Nacht an, so daß bis 6 Uhr früh, des 14., die Stäbe, 16 Baone und 8 Batt. der 30. und 11. ID. in und knapp nördlich Odesa versammelt waren. Um diese Zeit rückte Obstk. Vogel in die Stadt ein und bezog den ihm von FZM. v. Jesser zugewiesenen Ortsteil. Ein Verbindungsoffizier meldete sich beim Korpsgeneralstabschef und avisierte auch das baldige Eintreffen des Korpskomdten. G. b. J. Kosch, der mit engstem Stabe ebenfalls per Auto im Anfahren sei, um das Kommando über alle verbündeten Truppen zu übernehmen.

Um 9 Uhr 30 Min. vormittags traf General Kosch tatsächlich beim Korpskommandozuge ein. FZM. v. Braun (bedeutend rangjünger wie G. b. J. Kosch) meldete sich beim deutschen Korpskommandanten, lehnte aber vorerst die Unterstellung bis zum Eintreffen von Befehlen ab, mit der Motivierung, die verbündeten Truppen unterständen zwei verschiedenen Heeresfronten, und der momentane Stand — 2 I. u. I. Divisionen, 2 deutsche Baone — ließe ein deutsches Oberkommando nicht notwendig erscheinen. Alle weiteren Vereinbarungen wurden von den beiden Korps-Gstabschefs in vollkommenstem Einvernehmen getroffen. Das XII. KK. bezog um 10 Uhr vormittags das russische Gouvernementsgebäude, den prachtvollen, von Katharina der Großen erbauten Zarenpalast, am Hafen. Um 2 Uhr nachmittags nahm FZM. v. Braun über einen Teil der eingerückten Truppen eine Parade ab. Der Anblick der bedeutenden Macht übte auf den unruhigen Teil der Bevölkerung — der ordnungsliebende Teil jubelte den verbündeten Truppen ob der Befreiung vom Bolschewikenjoch zu — eine sehr heilsame Wirkung aus, so daß sie sich in der Folge den Anordnungen des Stadtkomdten FZM. v. Jesser, der in den nächsten Tagen mit seinem bewährten Gtbschef Obstk. v. Raabl schwerste Arbeit hatte, um in das Chaos — es gab drei Regierungen und neun verschiedene Milizen und Legionen — halbwegs Ordnung zu bringen, willig fügte.

Draußen auf der See lag — eigentlich recht unheimlich — der große russische Kreuzer. Gm. v. Feibler brachte Batterien in Stellung und wollte ihn am 15. unter deren Feuer, durch Kampfflieger, dann — unter der Devise „eine Sturmkompanie kann alles“ — durch eine solche des ausgezeichneten Baons. Maresch in Motorbooten (die gedeckt durch die großen Masten hätten nahe herankommen können) angreifen lassen. Zum Glück war nur eine Gavarie die Ursache seines Zurückbleibens gewesen, am 15. früh war er verschwunden; er hätte uns mit seinen schweren Geschützen die Hafenanlagen zertrümmern können.

Damit war die verlässliche Besitzergreifung Odesas beendet, die dank der hervorragenden Führung der Jägerbrigade und der 30. Division, wie der glänzenden Leistungen unserer Truppen als schöner Erfolg unserer alten Armee dasteht. Auf die weiteren Begebenheiten wird hier nicht eingegangen. Es sei nur noch erwähnt, daß am 20. März, über noch am 14. gestellte Bitte des XII. KK. um Delegierung eines ranghöheren Kommandanten, der zum Kommandanten der „Gruppe Cher'on“ ernannte Gd. Gf. Kirchbach (bisher 4. KK.) in Odesa eintraf.

Es war ein erhebendes Moment, als der Separatzug unter den Klängen der Volkshymne in die kleine elegante Hauptbahnhofhalle eintraf, und wir unseren neuen Armeekommandanten im 4. Kriegsjahre in der stolzen russischen Schwarzmeer-Kapitale begrüßen durften. Der Generaloberst brachte Lob und Dank unseres Armeoberkommandos für Truppe und Führung des XII. Korps. Nach dem Empfange

nahm Gf. Kirchbach am Hafen eine Parade über Truppen, der bei den bisherigen Operationen so glänzend bewährten Bgde. Gm. v. Feibler ab. Hier meldete sich auch G. b. J. Kosch. Schon am nächsten Tage verließen dieser mit seinem engsten Stabe wieder per Auto, das XII. KK. wieder in seinem Operationszug Odesa in nordöstlicher Richtung, zur Fortführung der schon eingeleiteten weiteren Operationen, die nach vielen, oft sehr harten Kämpfen, in Monatsfrist das GUK. Kosch nach Sebastopol, das XII. KK. ins Donez-Kohlengebiet und nahe ans Ostende des Asowschen Meeres gelangen lassen sollten. An 2000 Kilometer — gleich Luftlinie Wien-Madrid — wären von der alten Reichsgrenze her zurückgelegt worden. Nur die 59. Div. FZM. v. Bichler und die schon genannte Fliegerkompanie 18, Rtm. Maher, hatten den ganzen Vormarsch mitgemacht, sonst hatte das Korps in den weiten Gebieten immer wieder Divisionen zurückgelassen (traten unter nachkommende Rpskmdos), die ihm durch neu nach- und durchrollende ersetzt wurden. So haben schließlich alle 11½ Divisionen der Ostarmee den XII. Korpsverband passiert.

16. III. 1928

Der Feldzug gegen Rumänien.

Wie bereits hier erwähnt wurde, hatte die militärwissenschaftliche Sektion die Absicht, den Besuchern der Vorträge der diesjährigen Vortragsstation wenigstens einen in sich geschlossenen Abschnitt des Weltkrieges, welcher gleichzeitig möglichst alle Arten von Operationen von Kriegsbeginn an enthält, in übersichtlicher und authentischer Weise vorzuführen und durch einen solchen Vortrag zugleich den Rahmen zu schaffen, innerhalb welchem dann die Beschreibung besonders interessanter und lehrreicher Details ermöglicht werden kann. Der Feldzug gegen Rumänien von der rumänischen Kriegserklärung an bis zum Erreichen der Dauerstellung zwischen dem Schwarzen Meere und dem Gebirge am Ostrand Siebenbürgens ist ein solcher Abschnitt. Er enthält alles, was es nur geben kann: überraschende Kriegserklärung und Grenzsicherung, Kampf um Zeitgewinn, großangelegte Offensivoperationen, Kämpfe um mächtige Gebirgswälle und um nicht minder mächtige Flußlinien, Zusammenwirken von Land- und Flußstreitkräften, weitausegreifende Kavallerieverwendung, rückichtslose Verfolgung, Handreich auf eine große Festung und dergleichen mehr.

Der erste Teil dieser Absicht wurde durch die beiden Vorträge des Oberleutnants a. D. und Staatsarchivdirektors H. M. Rudolf Kitzling am 1. und 8. März voll erreicht dank seiner Vertretung während dieses Feldzuges als Generalstabschef einer im Brennpunkte der Ereignisse gestandenen Division und seiner seitherigen Arbeiten. Völlig über dem Stoffe stehend und ihn ganz beherrschend, gelang es dem Vortragenden in kräftigen, knappen, wohlklingenden Sätzen, in welchen kein Satz zu viel und keiner zu wenig war, ein anschauliches und fesselndes Bild dieses ebenso interessanten als lehrreichen Feldzuges zu geben.

Durch Zurückgreifen auf die militärpolitische Vorgeschichte des Krieges, die beiderseitigen Vorfällen und Operationspläne wurde das Verständnis für die Schilderung der Ereignisse selbst wesentlich erleichtert. Trotz erdrückender Uebermacht — anfänglich ein Verhältnis wie 1:10 — und trotz des Umstandes, daß die schwer ringenden Mittelmächte, von denen sich außerdem die deutsche Heeresleitung durch die rumänische Kriegserklärung einigermaßen überraschen ließ, die zur Abwehr bestimmten Kräfte erst möglichst spät von den anderen Fronten abzogen und der Abtransport durch das rückständige ungarische und siebenbürgische Bahnnetz wesentlich verlangsamt wurde, gelang es den vorzüglich vorgehenden, größeren Opfern anfänglich ängstlich ausweichenden Rumänen, die sich außerdem in politischer Verbindung auf das heißbegehrte Siebenbürgen verbißen, nicht, auch nur entscheidend Raum zu gewinnen, geschweige die Südspitze der österreichisch-ungarischen Ostfront, auf welche es die Entente doch hauptsächlich abgesehen hatte, oder die Verbindung der Mittelmächte mit dem Balkan ernstlich zu bedrohen. Als das beiderseitige Kräfteverhältnis noch kaum das Verhältnis von 1:2 erreicht hatte, schritten die Verbündeten in Siebenbürgen schon zum Gegenangriff, nachdem zuvor Maden'sen durch eine kraftvolle Offensive der bulgarischen 3. Armee in der Dobrutscha und Wegnahme der rumänischen Brückenköpfe von Tutrakan und Silistria sich für die (von O. v. Conrad von Anfang an geforderte und vorbereitete) Offensive verbündeter Kräfte über die Donau entsprechend Elbogenfreiheit geschaffen hatte. Nach brach nun die rumänische Offensive in Siebenbürgen zusammen. Die Schlachten bei Hermannstadt, am Geisterwalde und bei Kronstadt befreiten das Land und sind zum Teil vernichtende Schläge für den Eindringling, dessen Versuch einer Entlastungs-offensive in die Dobrutscha dank des schnellen Eingreifens unserer Donauflotte bei Mahomo in des Wortes vollster Bedeutung kläglich Schiffbruch leidet. Trotzdem reichen die Kräfte der Verbündeten der noch immer gewaltigen feindlichen Uebermacht gegenüber nicht aus, sich in der Fortsetzung der bisherigen Stoßrichtung im frontalen Nachdrängen den Uebergang über den dort breiten und besonders mächtigen Wall der frühzeitig verschneiten transylvanischen Alpen zu erzwingen. Aber sie fesseln hier und am Ostrand von Siebenbürgen — hier auch schon gegen zur Rettung des rumänischen Retters herbeieilende Russen — doch so ansehnliche Kräfte des Feindes, daß der auf Rat des O. v. Goldbach, des genauen

Kenners seiner Heimat, unternommene Stoß O. v. Kühnes über die schmalste Stelle des Gebirgswalles bei Petrozentz gelingt und hier den Eintritt in die Ebene erzwingt, der in weiterer Folge auch der eineinhalb Divisionen starken rumänischen Orlovagruppe den Rückzug verlegt. Der gleichzeitig durchgeführte Donauübergang der aus Streitkräften aller vier Verbündeten gebildeten Donauarmee bei Eistow — ohne der vordenkenden Arbeit Conrads und ohne seinen Wagenhut, der die österreichische Pioniergruppe O. M. Gungl und die Donauflotte bei Kreiskate des Eisernen Tores im Kanal von Belene aufwärts Eistows stationierte, in dieser großzügigen Art unmöglich — bringt den Feldzug auf seinen Höhepunkt. Wohl versuchen es die Rumänen infolge eines Rates des französischen Generals Berthelot, das Schicksal durch ein rumänisches Manöver zu wenden und die isoliert erscheinende Donauarmee durch einen umfassend angelegten überraschenden Gegenstoß nahezu doppelt überlegener Kräfte vernichtend zu schlagen, aber das blühartige Erfassen der Lage durch den Führer der nördlich stehenden deutschen 9. Armee, O. v. Falkenhayn, der sich in diesem Feldzuge als Armeeführer voll auf der Höhe zeigt, macht den Umfassenden innerhalb 24 Stunden selbst zum Umfassenden, der nun vernichtend geschlagen wird und seine Nachbarn mit in den Strudel der Niederlage hinabzieht. Vergebens suchen starke russische Kräfte das Schicksal des Geschlagenen, dessen Hauptstadt nach einem glücklichen Handstreich des Kavallerietorps Schmettow gegen die Forts ihrer Nordfront verloren geht, zu wenden. Fast ebenso starke russische Kräfte, als ursprünglich die rumänische Armee beirug, müssen eingreifen, um im Versteck mit den Trümmern der rumänischen Armee in einer Reihe blutiger Nachschlachten den Rumänen das Abfließen in die Moldau, nach Besarabien zu ermöglichen, wo sie unter der Leitung des Generals Berthelot reetabliert und mit Hilfe von 180.000 gerekruteten Refruten wieder leiblich aufgestellt wurden.

Innerhalb knapper vier Monate hatten die Verbündeten hier ihr Kriegsziel, die Abwehr offensiv durchzuführen und bis zur kürzesten Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Ostrand Siebenbürgens vorzubringen und hier zur Dauerstellung überzugehen, erreicht. Reiche, für die Fortsetzung des Krieges notwendige Gebiete waren erobert, ein Viertel der rumänischen Divisionen war vernichtet, zwei weitere Viertel derart gelichtet, daß sie für lange nicht mehr verwendungsfähig waren und nur ein einziges Viertel vermochte als „rumänische Armee“ in der Front zu bleiben. Der Entente hat der Eintritt der Rumänen in den Krieg statt des erhofften Sieges nur einen anspruchsvollen Verbündeten gebracht, der nun von Rußland ausgiebig gestützt werden mußte, bis dieses nicht zuletzt wegen des rumänischen Mißerfolges selbst zusammenbrach. Das Urteil des russischen Chefs des Generalstabes O. M. Alexejew über den Verbündeten, seine Ahnung, daß derselbe Rußland nur neue Schwierigkeiten bringen und damit den Frieden erschweren werde, hatten sich als voll gerechtfertigt erwiesen.

Der Feldzug gegen Rumänien nach zwei schweren Kriegsjahren, nach welchen sich auf verschiedenen Gebieten schon schwere Krisen zeigten, nach den unglücklichen Kämpfen an der Ostfront gegen einen zwar nicht kriegserfahrenen, aber frischen, wohlgerüsteten und doppelt überlegenen Gegner war für die verbündeten Kaiserkräfte eine Glanzleistung allerersten Ranges, vielleicht die glänzendste in diesem Kriege auf dem europäischen Kontinente. Dennoch ist Obst Kitzling der Ansicht, daß der Eintritt Rumäniens in den Krieg als ein Glücksfall für die Mittelmächte zu betrachten sei. Nur dieses Eintreten eines neuen Gegners gab die nötige Operationsfreiheit zu raschen, vernichtenden Operationen, wie sie der Stellungskrieg gegen den übermächtigen Gegner nicht geboten hätte, der, des moralischen Impulses entbehrend, zu einem langamen Zerreiben gegen die feindliche Uebermacht geführt hätte. Daß trotz dieser vollkommenen Niederlage das besiegte Rumänien alle Kriegsziele erreicht hat, während seine Ueberwinder zusammenbrachen, gehört nicht in den Rahmen der Schilderung dieses Feldzuges, der in dem Vortragenden einen ebenso berechneten wie glänzenden Schilderer gefunden hatte, der sich den Dank der zahlreichen Zuhörer voll verdient hatte.

Rechname.

19. III. 1928

Radic' und Pribicevic' Opposition.

Die Ursache des Weltkrieges.

Telegramm des Neuen Wiener Tagblatts.

Belgrad, 19. März. Gestern fand in Laibach eine Rundgebung der bäuerlich-demokratischen Koalition statt, in der Stephan Radic und Pribicevic sprachen. Radic behauptete, daß die Auslandanleihe die größte Belastung des Staatsschatzes bedeuten würde und daß Jugoslawien durch die Anleihebedingungen unter die Stellung der Türkei unter Abd ul Hamid herabsinke. Schließlich erklärte er, daß die bäuerlich-demokratische Koalition unter der Ministerpräsidentschaft Bulicevic auf keinen Fall in die Regierung eintreten könnte.

Pribicevic kam unter anderm auf die Erklärung Radic' in der Skupstina zu sprechen, daß Serbien den Krieg hervorgerufen habe. Daraus habe man Radic unberechtigterweise einen Vorwurf gemacht. Ohne Weltkrieg wäre es nicht zur Vereinigung der Serben, Kroaten und Slowenen gekommen. Falls die Serben sich fürchten, sagte Pribicevic, einzubekennen, daß ihr Problem den Krieg verursacht hat, scheue ich mich nicht, vor der ganzen Welt zu erklären, daß die Frage der Südslawen in Oesterreich den Anlaß zum Kriege bildete.

Neue Beiträge zur Kriegsschuldfrage.

Das Buch des Generalmajors R. v. Steinig „Rings um Sasanow“.

Sergei Dmitrijewitsch Sasanow, Russlands Außenminister in den entscheidungsschweren Jahren 1910 bis 1916, hat kurz vor seinem Tode unter dem Titel „Sechszehn schwere Jahre“ seine Erinnerungen aus der Ministerzeit in deutscher Sprache erscheinen lassen. (385 Seiten. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927.) Das Buch gewährt einen interessanten Einblick in das Gefühlsleben dieses für das Geschick Europas so wichtig gewordenen Mannes, zeigte ihn aber auch als Politiker von einer Unbelehrbarkeit, die durch die dem Buche vorangestellte Erklärung, keine Geschichte schreiben zu wollen, in nichts entschuldigt werden kann. Denn wer 15 Jahre nach dem Ausbruch, zehn Jahre nach dem Ende des Weltkrieges über dessen Entstehung schreiben will und dabei die schwersten Anklagen gegen den früheren Gegner vorzubringen gesonnen ist, dem erhebt die Verpflichtung, wenigstens einen Blick in die reiche Literatur zu tun, die sich mit dem durchlebten, so bedeutsamen Kapitel geschichtlicher Entwicklung beschäftigt.

Wie sehr der inzwischen verstorbene russische Staatsmann gegen diese primitive Pflicht verstoßen hat, ist ihm knapp vor seinem Tode von zwei so gründlichen Kennern des Stoffes wie dem deutschen Geheimrat Friedrich Stieve und dem General der Infanterie Grafen Max Montgelas in ihrem Buche „Rußland und der Weltkonflikt“ (177 Seiten, gleichfalls Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927) richtig und sachlich vorgehalten worden. Stieve behandelt die weitere Vorgeschichte des Weltkrieges, Montgelas die kritischen Juliwochen 1914. Beide Abschnitte bilden eine zwar knappe, deshalb aber nicht weniger gründliche Abrechnung mit vielen unhaltbaren und auch schon längst widerlegten Behauptungen Sasanows. Dessenungeachtet war es als besonders glücklicher Gedanke zu begrüßen, in einem zweiten Buche „Rings um Sasanow“ (186 Seiten, derselbe Verlag, Berlin 1928) noch eine Reihe von Akteuren, von Kronzeugen aus der Zeit der heraufziehenden Katastrophe zu Wort kommen zu lassen. Die Herausgabe dieser überaus aufschlußreichen, quellenkritisch besonders wertvollen Sammlung persönlicher Dokumente wurde — der Leser der „Wehrzeitung“ wird es mit besonderer Freude bemerken — dem GM. Ritter v. Steinig übertragen, der längst — gleich seinen reichsdeutschen Kameraden Montgelas und Schwefeger — als unübertrefflicher Kenner der diplomatischen Akten der Vorkriegszeit angesprochen werden darf und die profunde Beherrschung des Stoffes auch in dem der Dokumentensammlung vorausgeschickten Geleitwort aufs neue erwiesen hat. Im Einzelnen auf den trotz der Sparsamkeit im Raum sehr

reichen Inhalt dieses Geleitwortes einzugehen, ist im Rahmen eines Zeitungsaufsatzes nicht möglich. Zumal die österreichisch-ungarische Politik in den Wochen vor dem Weltkrieg ist in so klarer, übersichtlicher Weise gezeichnet, daß einem die Lektüre dieser paar Seiten das Studium umfangreicher Editionen ersparen kann.

Als erster Kronzeuge tritt Graf Berchtold auf. Man greift nach dessen Aufzeichnung umso mehr mit Spannung, als es meiner Erinnerung nach seit dem Kriege das erstemal ist, daß dieser Staatsmann in breiterer Form vor der Öffentlichkeit das Wort ergreift. Berchtold kannte Sasanow aus der Botschafterzeit in Petersburg persönlich sehr gut und vermag gewisse Sympathien nicht zu verbergen, die ihm der zwar leicht erregbare, aber auch gewinnender Eigenschaften gewiß nicht entbehrende Mann eingelöst hat. Dessenungeachtet kann Berchtold nicht umhin, in seinen leider nur 14 Seiten umfassenden Ausführungen die völlig unrichtige und ungerechte Einstellung Sasanows zum österreichischen Problem aufzuzeigen. Sehr glücklich ist die Formel, mit welcher der Autor Sasanows Schiffbruch kennzeichnet: „Hochkonservative Politik im Innern und revolutionäres Handeln nach Außen: an diesen beiden Extremen und deren unüberbrückbarem Gegensatz ist das alte heilige Rußland mit unerbittlicher Logik zugrundegegangen und hat in fürchterlichem Ringen auch uns mit ins Grab gerissen.“ Graf Berchtold, ergänzt durch den feissend geschriebenen Aufsatz „Zusammenhänge“ die Erörterungen seines Ministers, indem er zugleich auf die Wurzel allen Übels zurückkommt: „Der Weltkrieg war die Folge des gegen die deutsche Politik gerichteten englischen Bündnisystems, das durch ein weitverzweigtes Netz von geheimen Verabredungen und Bindungen politischer und militärischer Natur immer mehr den Charakter eines Defensivbündnisses verlor und damit zum Werkzeug jener wurde, deren Politik darauf abzielte, die Konjunktur auszunützen und im günstigen Augenblick zum Schlage auszuholen.“ Sehr wertvoll war es, daß diesen beiden Aufsätzen Botschafter Baron Macchio's Gegenüberstellung der österreichisch-ungarischen und russischen Balkanpolitik angeschlossen ist. Allerdings zeigt sich dabei wieder, daß auch in der Politik der Angreifer sehr oft dem Verteidiger von Haus aus überlegen ist. Von Friedrich Graf Szapary, der „Das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Rußland“ beleuchtet, hätten wir vielleicht etwas mehr über seine persönlichen Erlebnisse in der kritischen Juliwoche erwartet. Ausführungen von überzeugender Kraft, reich mit persönlicher Erinnerungen belegt, glänzend geschrieben, bringt

Minister Baron Spigmüller, indem er die Frage „War Österreich-Ungarn aggressiv?“ in selbstverständlich verneinendem Sinne beantwortet. Weitere Äußerungen gegen Sasanows Auffassungen haben Jagow, Lucius und den Bulgaren Jowow zu Verfässern.

Am Schlusse des Buches kommt Gesandter v. Wiesner in einem neuestens wieder vielumstrittenen Thema zu Wort, in der Frage des sogenannten „Wiesner-Dokuments“, das ist jenes Berichtes, den Wiesner, vom Außenamt nach Sarajevo entsendet, am 13. Juli 1914 nach Wien geschickt hat. Dieser Bericht, der während des Krieges oder — wahrscheinlicher — unmittelbar nachher in die Hände der Entente gekommen ist, wurde von ihr nebst den Eisner-Dokumenten als Hauptanklagematerial gegen die Mittelmächte verwendet. Man tat es, indem man aus dem mehrere Seiten langen Referat zwei Sätze herausriß: „Mitwisserschaft serbischer Regierung, Leitung am Attentat oder dessen Vorbereitung und Lieferung der Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen.“ Dieser Meinung stand vom Anbeginn die Auffassung des FZM. Potiorek gegenüber, der es für unmöglich hielt, „daß nicht zum mindesten eine oder die andere Person der demokratischen Regierung eines so kleinen Landes wie Serbien Kenntnis von der Vorbereitung des Attentates ... hatte“. Die Tatsachen haben Potiorek im weitesten Ausmaße Recht gegeben. Wie dessenungeachtet Wiesner damals als Jurist, auf Grund der gerichtlich erhobenen Zusammenhänge zur entgegengesetzten Anschauung kommen konnte, schildert der Gesandte eingehend in seinem Beitrage, der sicherlich als wertvolle Zugabe zur Kriegsschuldliteratur zu betrachten ist.

Alles in allem dürfen wir uns des Buches „Rings um Sasonow“, das von einer Reihe österreichischer Autoren bestritten wird und dessen Herausgabe ein hochverdienter Generalstabsoffizier der alten Armee besorgt hat, aufrichtig freuen.

Edmund v. Glaise-Horstenau.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 88

TAG: 29.3.1928

Vor zehn Jahren.

I.

In der Schlacht vor Amiens, die am 21. März 1918 begann und am 4. April endete, ist Deutschland zum letztenmal nahe daran gewesen, der Sieger im Weltkrieg zu werden. Captain Wright hat in seiner Broschüre „Wie es wirklich war!“, die 1922 erschien, es ausgesprochen und gezeigt, daß Ludendorffs große Offensive damals wirklich dicht vor dem vollen Erfolge, die Entente vor dem militärischen und moralischen Zusammenbruche stand. Haig hatte zu erwägen, wie er seine an die Küste gedrängten Truppen würde retten können und Marschall Petain am andern Flügel wollte schon die Befehle zum Rückzug nach dem Süden ausgeben, wo es die Hauptstadt zu schirmen galt, in die deutsche Geschosse schlugen. Da blieb 14 Kilometer vor dem entscheidenden Punkte, vor Amiens, der deutsche Anlauf liegen und kam nicht mehr vorwärts, Marschall Foch, der in letzter Stunde das Oberkommando über die alliierten Streitkräfte erhielt, vermochte den Stoß durch Truppen, die er auf dem dichten Netz der Verschiebungsbahnen von den andern Frontabschnitten heranzuführen, aufzufangen. Mehr als seine Kunst tat aber der Mangel an Reserven auf deutscher Seite, die nach der ungeheuren Leistung der Sturmtruppen den Ermüdeten die Arbeit abgenommen hätten. Sechzig Kilometer weit kämpften sie sich gegen die Engländer durch, die zuletzt jede Scholle verzweifelt verteidigten, dann ging es nicht mehr. Hier hat der Fehler Ludendorffs gelegen, der schon vor dem Sturm gegen Amiens auch an einen zweiten Durchbruch bei Armentières und am Kemmelberge gedacht hatte. Die vierte Armee, die dann am 9. April dort losbrach, um nach 20 Kilometer Raumgewinn ebenfalls zu ermüden, hätte früher als Reserve beim ersten Durchbruch den Sieg entschieden. Aber die Kritik tadelt deswegen die Strategie Ludendorffs keineswegs, denn er konnte den Erfolg des ersten Stoßes nicht so groß berechnen, als er eintrat, und mußte einen zweiten auf ein anderes Ziel vorbereitet halten. Jetzt läßt es sich freilich leicht sagen, daß er besser getan hätte, alles auf die erste Karte zu setzen.

Die Kräfte, die im Nordosten Frankreichs für den Entscheidungskampf angesammelt wurden, überstiegen nach dem Ausspruche des Amerikaners Pershing bei weitem die größte militärische Machtentfaltung, die die Welt bis dahin gesehen hatte. Das deutsche Heer im Westen war damals 140.000 Offiziere und 3.590.000 Mann stark. In der Schlacht vom Ende März standen sich ungefähr gleiche Kräfte, 1.300.000 Gewehre auf jeder Seite, gegenüber. Das Zerstörungsschießen am 21. März begann mit 5200 deutschen Geschützen, in deren Reihen auch eine Anzahl schwerster österreichischer Batterien standen. Die Beute betrug am 30. März 600 englische Geschütze und 50.000 Gefangene. Der Südflügel hielt 85 Kilometer vor Paris. Haig jammerte: „Wenn sie Amiens erreichen, sind wir zur Einschiffung gezwungen, Paris ist bedroht! Der Krieg geht zu Ende, die Niederlage ist da, der Zusammenbruch naht!“

Winston Churchill ist ebenfalls Zeuge dafür, daß Deutschland bereits auf Handbreite dem Siege nahegekommen war. Die militärische Leistung jener Tage, insbesondere das Heldentum des deutschen Kriegers, übersteigt jedes Maß der Bewertung. Was durch vier Jahre den Ententeheeren mit den Hilfsmitteln der ganzen Welt nicht gelungen war, ein vollständiger Durchbruch bis nahe zur Zerreißung der gegnerischen Front, das vermochte das Feldheer des blockierten Deutschlands zu vollbringen, nachdem es vier Feinde im Osten und Süden zu Boden geschlagen hatte.

Bekanntlich gibt es nicht wenige, von Sachkenntnis nicht beschwerte Kritiker des

Weltkrieges, die anders urteilen, als die militärischen Sachverständigen, die oben schon erwähnt sind, und anders auch als die aufrichtigen Kriegsgegner, die gewiß um die Sachlage Bescheid wissen. Etwa im Stile R. F. Novals wird immer wieder so geschrieben, als wäre die ganze deutsche Kriegsführung seit der Marne Schlacht nichts als ein langer „Weg zur Katastrophe“ gewesen, der durch lauter Meilensteine von Unfähigkeit und Verschäumnissen bezeichnet sei. Mit einer derartigen häßlichen Kleinlichkeit kann man der Erhabenheit der deutschen Tragödie wirklich nicht gerecht werden. Über alles Maß ungeheuer waren die Leistungen, auch die an

TAGEPOST (6.12.23)

86PN.E.P.S. :BAT

88 :.11

strategischer Kunst, die vollbracht wurden, und ungeheuer waren auf der anderen Seite auch die Irrtümer, die am Ende das Gewicht der Leistungen überwogen, wie sie auch zuletzt in der Laufbahn Napoleons überwogen hatten. Nur daß diesem sich keine hämischen Kritiker zu nahen wagen. Wenn man ein Urteil über die tragischen Fehler und Versäumnisse in würdiger Form vernehmen will, dann muß man etwa General Hoffmanns Buch „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten“ befragen, um dann allerdings eine innere Erschütterung zu erfahren, die so aufwühlend von keiner anderen Tragödie der Geschichte ausgehen kann. Dr. H. R.

Vor zehn Jahren.

II.

General Mag Hoffmann stand nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk und der auf ihn folgenden Überführung der meisten kampffähigen deutschen Truppen an die Westfront, wo sie Ludendorff zu seiner großen Offensive zusammenballte, noch weiterhin an der Spitze des „Oberkommandos Ost“, das jetzt im wesentlichen noch die Aufgabe erfüllen sollte, Zufuhren aller Art nach Deutschland zu bewirken. Während im Westen die erhoffte Entscheidung vorbereitet wurde, mit Zustimmung der politischen Führung des Reiches und des Reichstages, die sich zur Überzeugung genötigt sahen, daß von der Entente und Amerika ein Verständigungsfriede unter erträglichen Bedingungen nicht zu erreichen sei, gelangte der Führer im Osten, der die Entwicklung der bolschewistischen Herrschaft mit angesehen hatte, zu folgender Stellungnahme:

„Ich vertrat vom Frühjahr 1918 an den Standpunkt, daß es richtig sei, klare Verhältnisse im Osten zu schaffen, d. h. den Frieden aufzusagen, nach Moskau zu gehen, eine andere russische Regierung einzusetzen, ihr bessere Bedingungen, als der Friede von Brest-Litowsk gab, zu gewähren — man konnte ihr z. B. in erster Linie Polen zurückgeben — um mit dieser neuen russischen Regierung ein Bündnis zu schließen. Irgendwelcher Verstärkungen an Truppen hätte der Osten dazu nicht bedurft... die wenigen Divisionen, die noch zur Verfügung standen, hätten zur Durchführung genügt. Eine rote Armee hatten Lenin und Trotski damals noch nicht zur Verfügung. Mühte man also z. B. in die Linie Smolensk—Petersburg vor, bildete man, hier angekommen, eine russische Regierung, die einfach die Fiktion aussprach, daß der Zarewitsch noch lebe, setzte man für diesen Zarewitsch einen Reichsverweser ein — ich dachte dabei an den Großfürsten Paul, mit dem der Oberbefehlshaber Ost durch den Oberst Durnowo, des Großfürsten Schwiegersohn, Verbindung aufgenommen hatte — brachte man dann die provisorische Regierung nach Moskau, so wäre es meines Erachtens eine Kleinigkeit gewesen, die bolschewistische Regierung

hinwegzusetzen... Wie weit solche Ereignisse ihren Schatten nach Deutschland und dem Westen geworfen hätten, muß der Phantasie jedes Einzelnen überlassen bleiben. Unzweifelhaft wäre er riesen groß gewesen... Es wäre wohl denkbar gewesen, mit einem friedlichen Rußland im Rücken, aus dem die ausgehungerten Mittelmächte Lebensmittel und Rohstoffe beziehen konnten, auf die Lösung zu verfallen, im Westen nicht anzugreifen, sondern den Ententeangriff abzuwarten... General Ludendorff hat unzweifelhaft die Möglichkeit — Schaffung geordneter Verhältnisse im Osten, Abschluß eines Bündnisses mit einer neuen russischen Regierung und Abwarten im Westen — nicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen...“

Wenn man solche Belehrungen über die deutschen Versäumnisse, die unabsehbare weltgeschichtliche Folgen in sich trugen, mit fieberndem Herzen auf sich niedergehen fühlt, dann kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es ein übermächtiges Verhängnis war, das Deutschlands Unheil wollte und es grausam durch tausend Siege immer näher an den Abgrund schleppte. Mit zwei deutschen Taten wäre der sichere Sieg verknüpft gewesen, mit dem Heersturm durch Oberitalien gegen Frankreich und mit der Wiederaufrichtung Rußlands, die General Hoffmann durchführen wollte. Bei der Besprechung der beiden Möglichkeiten sagt Hoffmann, daß Ludendorff weder die eine, noch die andere in den Bereich seiner Überlegung gezogen habe. Von der italienischen Gegebenheit wissen wir jetzt, daß sie im deutschen Hauptquartier wohl erwogen wurde, da auch Krafft von Delmensingen sie lebhaft empfahl — aber die Politiker sagten dazu, die italienische Front sei die einzige, an der das Bündnis mit Kaiser Karl noch hänge, wäre seine Monarchie auch dort des Feindes ledig, so bekäme Deutschland nur mehr seine kalte Schulter zu sehen, wenn nicht noch Argeres. Das konnte im Jahre 1917 wohl stimmen, aber im Frühjahr 1918 war die Monarchie bereits so zerrüttet, daß ihre Führung angesichts der vier Millionen

(5548) 7209233AT

8 SEP 1918

P8

kampffähiger Truppen, die Deutschland zur Verfügung hatte, die Gefolgschaft nicht hätte aussagen können. Und eben im Frühjahr 1918 hätte ein von der Gunst des Schicksals geleiteter deutscher Feldherr die Truppen aus dem Osten nicht nach Flandern, sondern an die Brenta und Piave geführt und weiter nach Turin und Genua. Und Amerika wäre zu spät gekommen, um die Verbündeten in Frankreich zu retten.

Niemals vorher war der Krieg für Deutschland verloren — am allerwenigsten

schon an der Marne, wo der Stillstand ein Glück war, da nur er die Möglichkeit schuf, rechtzeitig Rußland abzuwehren — vielmehr hatte Deutschland trotz allen Kleinmutes seiner politischen Führung den Sieg immer in der Hand bis zu den letzten Märztagen 1918, als Ludendorff, ohne den russischen Glücksfall ausgenützt zu haben, an der falschen Stelle die Entscheidung suchte — und, so nahe er auch dank der Wunderkraft seines Heeres dem Siege kam, ihn eben doch für immer entschwinden sah.

Dr. A. R.

**Der Donauübergang der Verbündeten bei
Swistow am 23. und 24. November 1916.**

Es war eine gar bunt zusammengesetzte Armee, welche am 23. und 24. November des Jahres 1916 den uralten Böldertweg am südlichsten Punkte der Donau benützte, um unter dem Kommando des deutschen G. d. F. v. Kisch hier über den an 1200 Meter breiten Strom zu setzen, die Rumänen in ihrem eigenen Lande anzugreifen und wenige Tage später ihre vom großen Kriegsbaumeister Brialmont befestigte Hauptstadt in kühnem Handstreich zu nehmen; aber sie hätte dies nie unternehmen können ohne der aufopfernden und vielseitigen Tätigkeit der hier ihren alten Ruf neu erweisenden österreichischen Pioniere und niemals ohne der weit-ausgehenden Kühnheit unseres vereinigten großen Führers G. M. Conrad. Um diesen von ihm von Haus aus propagierten Stoß ins Herz möglich zu machen, waren ausreichende technische Kräfte, der Größe des Hindernisses entsprechendes Material und in Anbetracht der starken rumänischen Donau-Flottille starke Flussstreitkräfte nötig, und das sonst so arme

Ungarn war der einzige Staat der Verbündeten, alles zur Verfügung stellen konnte. Conrad wagte es, das alles sozusagen auf eine Karte zu setzen. Sechs Wochen vor der Kriegserklärung Rumäniens wurden die sechs G. M.-Pionierkompanien, 15 G. M.-Kriegsequipagen, das Herbert-Brückenmaterial, einige Flussminenzüge, das Brückenbaomaterial und das Gros der Donauflottille samt dem Material für mehrere Dampffähren sowie eine deutsche Motorbootflottille und ein bulgarisches Pionierbaomaterial im Donauarme südlich der großen Donauinsel Belene, dem sogenannten „Kanal von Belene“, versammelt und damit eigentlich ausgespielt. Hätte sich die rumänische Donauflottille bei Turn-Severin gesammelt, um das Eisene Tor zu sperren, und hätte sie die Feuerüberfälle und Fliegerangriffe auf das hier angesammelte Material unter anderem auch durch Treibminenangriffe unterstützt, so hätte dieses vernichtet oder doch ernstlich geschädigt, jedenfalls aber die Gruppe G. M. Gaugl von der Heimat abschneiden können. Aber wie immer, so half auch hier dem Kühnen das Glück. Die rumänische Flottille verlor sich hinter den Donau-barricaden von Braila und steckte während des ganzen Feld-zuges nur einmal auf kurze Zeit und vollkommen erfolglos die Nase heraus.

Um den Uebergang durchführen zu können, mußte sich die „Donauarmee“ — 2 bulg., 1 deutsche, 1 türk. Inf., 1 lomb. Kav.-Dion und etliche österreichische Dionen und Batterien, die in vielen Einheiten verteilt waren — erst in der Dobrudscha Elbogensfreiheit verschaffen. Aber auch unsere Pioniere mußten im Vereine mit einer deutschen Landsturmkompanie als Infanterie auftretend die nördlich Swistow gelegene Insel Ginghamale nehmen, damit die Minenperre befestigt werden konnte, welche die Rumänen hinter der gegen Rahowoo zur Zerstörung der dortigen rumänischen Kriegsbrücken ausgefahrenen Donauflottille gelegt hatten. Das Unternehmen gelang. Es war die 2. Kompanie unseres G. M. Baons unter Obst. (heute Major im Bundesheere) Oskar Regele, welche es vollbrachte, zwei schwere und vier leichte Feldgeschütze eroberte und zwei Offiziere und 110 Mann gefangen nahm und so wieder einmal den Beweis erbrachte, was unsere Pioniere auch mit Stützen und Bajonett leisten können.*

Am 23. morgens soll der Uebergang stattfinden. Dichter Nebel gestattet auf kaum zehn Meter Sicht. Es scheint — außer unseren Pionieren — allen unmöglich, unter solchen Verhältnissen den Strom zu überqueren. Es wird befohlen, den Uebergang zu unterlassen und sichigeres Wetter abzuwarten. Aber der Befehl erreicht den ersten Staffiel nicht mehr. Befehlsgemäß ist er Schlag 6 Uhr morgens abgestoßen und trotz Nebel erreicht er — es ist unter anderen wieder die Kompanie Regele, die um Ginghamale nun schon ganz zu Hause ist — präzise den anbefohlenen Landungspunkt. Bei der Rückkehr ereilt die Pioniere der Einstellungsbefehl, den ihnen der Monitor „Zinn“ zuruft. Weiter übers Schiffen oder die Ueberschiffen im Etiche lassen oder gar den Versuch zu machen, sie zurückzuholen? Nach kurzer Ueberlegung entschließen sich die Kompanielokommandanten zur Fortsetzung der Ueberschiffung und lassen dementsprechend Meldung erstatten. Das Armeekommando stimmt nach einiger

Uebertwindung zu und bald treten unter dem Schutze des Nebels auch die gewaltigen Dampffähren, die jede vier Baone auf einmal aufnehmen können, in Tätigkeit. Es war freilich nicht leicht, sie bei dem Nebel aus dem Kanal heraus ins freie Wasser zu bringen, aber mit Hilfe der Flottille geht auch dies. Die rumänischen Ufersicherungen werden bald geworfen, auch eine dominierende, gute Artilleriebeobachtung für die Rumänen gewährende Höhe erstürmt, unser Brückenbaomaterial beginnt den Brückenschlag mit den großen Herbert-Schiffen. 22 Stunden später trägt der gewaltige Strom die auch für schwerste Geschütze fahrbare Herbert-Brücke auf seinem Rücken, weitere 24 Stunden später ist die ganze Donauarmee, vier Infanterie- und eine Kavalleriedivision mit zahlreicher schwerer Artillerie und den notwendigen Trains, am nördlichen Ufer und auf dem Vormarsche gegen Bistretz. Es war eine taktische und technische Glanzleistung allerersten Ranges — vielleicht der bestgelungene Donauübergang aller Zeiten. Und unsere Pioniere dürfen sich das Verdienst zurechnen, ihn durchgeführt, unsere Heeresleitung ihn möglich gemacht und vorbereitet zu haben.

Dies ist in großen Zügen der Inhalt des lehrreichen Vortrages, welchen Hauptmann Schöbel des Bundesheeres im Rahmen der Vortragsreihe „Der Feldzug gegen Rumänien“ am 28. März im Blauen Saale des Militärkasinos vor einer alle Plätze füllenden Zuhörerschaft hielt. Von anschaulichen Skizzen unterstützt, vermittelte der Vortragende in freier Rede ein anschauliches Bild dieser militärtechnischen und operativen Großtat zu geben, auf welche stolz zu sein unsere Pioniere allen Grund haben. Und man darf es dem jungen Vortragenden aufs Wort glauben, wenn er versicherte, daß die Pioniere unseres Bundesheeres versuchen werden, sich ihrer Vorfahren würdig zu zeigen. Manches Ereignis hatte ihnen bereits Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß sie von gleichem Holze sind wie die Pioniere von Swistow und Belgrad.

G. M. Perchnawe.

*) Details s. Regele „Kriegstagebuch einer österr.-ung. Pionierkompanie“ im II. Bande des Wertes „Im Felde unbefiegt“ (deutscher Teil) von G. d. F. v. Dichtel-Harrach.

TAGESPOST (Graz)

№.:

TAG: 7.4.1928

Die Türkei im Weltkrieg.

Marshall İzzet Paschas Enthüllungen zur Kriegsschuldfrage.

Man nennt die Literatur über die Vorgänge, die zum Weltkrieg geführt haben, überreich. Kein Zweifel, sie ist so umfangreich, daß sie selbst von dem eifrigsten Forscher wohl kaum mehr beherrscht werden kann. Wenn man aber unter „überreich“ verstanden wissen will, daß alles Wesentliche bereits zutage gefördert sei, dann wird man die Weltkriegsliteratur noch immer nicht „überreich“ nennen dürfen. Die beiden Mittelmächte haben wohl das wertvollste, weil vielseitigste Material geliefert. In England und Frankreich sind vorwiegend die „Akteure“ in dem großen Drama zu Worte gekommen. In Italien hat der Faschismus den ersten Anlauf zu Enthüllungen erstickt. In den Vereinigten Staaten ist die „persönliche Darstellung“ der „Verantwortlichen“ gar bald von einer wissenschaftlichen Betrachtung der Ursachen und Wirkungen abgelöst worden. Manche kleinere Kriegsführenden haben über die welterschütternden Vorgänge so gut wie gar nichts oder nur wenig gesagt, wie Portugal und Belgien, oder aus naheliegenden Gründen nichts sagen wollen wie Serbien. Noch zwei Staaten, und zwar solche, die ungemein wertvolle Beiträge zur Kriegsschuldfrage liefern könnten, sind im Rückstand geblieben: Bulgarien und die Türkei. Die einschlägige bulgarische Literatur verzeichnet die Erinnerungen Radoslawowos, die türkische Literatur die Denkwürdigkeiten Kemal Paschas als wertvollste, aber ziemlich vereinzelte Veröffentlichungen.

Die türkische Literatur ist nun vor wenigen Tagen um die aus der türkischen Handschrift übersehten, also zuerst in deutscher Ausgabe (bei K. F. Koehler in Berlin) erscheinenden Denkwürdigkeiten des Marshalls İzzet Pascha — ehemals Chef des Generalstabes, Kriegsminister, Oberbefehlshaber, Großwesir, Außenminister, Innenminister und gelegentlich auch albanischer Thronprätendent — bereichert worden. Dieser abgeklärte Mann hat zur Feder gegriffen, um den Übergang von einer autokratisch regierten Türkei unter Abdul Hamid über einen oligarchisch beherrschten Staat unter den Jungtürken zum modernen Staatswesen Kemal Paschas aufzuzeigen, zu erklären und zu rechtfertigen. Die eigenen Erinnerungen unterstützen eine kritische Betrachtung der Ereignisse, die sich während seines bewegten Lebens vor seinen Augen — oft unter seiner Mitwirkung — abgespielt

haben. Fällt denn — so lassen uns die Zeitungsnachrichten aus Angora oftmals fragen — das moderne Türkentum vom Himmel, etwa gar vom Himmel Moskous mit seiner blutigen Morgenröte; scheint nicht der Modernismus im türkischen Volkskörper eine Art chemisches Elixier zu sein, dessen Infusion vielleicht mehr schadet als nützt, das dank der bohrenden Tiefe der Einspritzung

zwar Zuckungen auslöst, aber keine Zuckungen, die einer wirklichen Gesundungskrise eigen sind? İzzet Pascha, ein Repräsentant des albanischen Hochadels, dessen Aufstieg und gelegentlicher Sturz in die hamidische Ära fällt, gibt uns die Antwort. Was schwingt nicht alles in Haupt und Herzen dieses Mannes! Brachtvolltes Empfinden für Würde der Person und des Amtes — charakteristisch für die Zeiten patriarchalischer Staatsföhrung, deren letzte Reste heute, zum Schmerz vieler Deutscher und der Romantiker der ganzen Welt, in der Türkei wie anderwärts zu Grabe getragen werden! Dazu echter Diplomatengeist, hohe ethische Empfindungsweise und eine tiefe, ach so tiefe Vaterlandsliebe! Und dieser Mann, den wir mit vollem Recht, aber mehr im geschichtlichen als im politischen Sinn einen Alttürken nennen dürfen, zollt einer Entwicklung Beifall, die in der Geschichte der Völker nur ein Beispiel — Japan — kennt! Einer Entwicklung, die nicht organisch, evolutionär, aus dem Gewesenen und Gewordenen formend ist, sondern revolutionär die ureigenste und eigentümlichste Vergangenheit preisgibt und mit einem Ruck zum Nachahmer abendländischer Lebens- und Denkformen wird.

Um das zu können, muß man viel und tief über sich und die Seinen nachgedacht haben. Kemal Pascha hat es getan, İzzet Pascha tat das gleiche. Dieses Nachdenken führte sie dazu, einen Strich unter die Vergangenheit zu machen, für die Gegenwart und die Zukunft eine neue Seite im Lebensbuch des Volkes und Staates zu eröffnen. Welche Erkenntnisse ihnen aus einer kritischen Betrachtung der Vergangenheit geworden sind? Uns interessiert — wen wollte es wunder nehmen? — hauptsächlich: Zu welchem Urteil sind sie über die Teilnahme der Türkei am Kriege und über die Verantwortlichkeit am Weltkriege gelangt? Das Urteil İzzet Paschas ist ein durchaus selbständiges und deshalb eigenartiges. — İzzet Pascha hat glückliche militärische Lehrjahre in Deutschland verlebt, ist in Albanien auf Österreich

schaft angehört, die, vom Sultan knapp vor dem Weltkrieg nach der Krim entsandt, Sasounoff durch den Mund Talaats ein Bündnis anbot, hat in längst vergangenen Zeiten für Großbritannien geschwärmt... Man bezeichnet mit Befriedigung und künstlerischem Genuß den Kampf Izzet Paschas gegen seine natürlichen Voreingenommenheiten, sein Streben nach unparteilicher Gerechtigkeit. Dieser Türke nun ist zu dem Schluß gelangt, daß die Entente den Krieg gewollt, Österreich die Gelegenheit hiezu geschaffen hat. Die politischen Morde, hinter denen Rußland in den letzten Jahrzehnten stand, seine Rüstungen, die Handlungen, Unterlassungen und Reden seiner verantwortlichen Staatsmänner in der Vorkriegszeit stützen jene Annahme bis zur Beweisraft. „Die einzige Großmacht, der es ernstlich darauf ankam, den Krieg zu vermeiden, ist nach meiner Ansicht Deutschland.“ Es hat viele günstige Kriegsanklässe vorübergehen lassen, sogar die beste Gelegenheit nach Rußlands Niederlage gegen Japan. Es hat vor dem Attentat von Sarajevo eine Verständigung sowohl mit Frankreich als auch mit England angestrebt.

Den Eintritt seines eigenen Vaterlandes in den Krieg sieht er als schweren politischen Fehler an. Interessant sind da des Marschalls Enthüllungen über die Vorgänge, die sich in Konstantinopel an den das Schicksal der Türkei bestimmenden Tagen abgespielt haben. Am 2. August wurde das Bündnis zwischen Deutschland und der Türkei geschlossen. Das Abkommen sah vor, daß weder Deutschland noch die Türkei einzugreifen hätten, so lange der Krieg auf Österreich und Serbien beschränkt bliebe. Wenn aber Rußland den Kampf aufnahm, dann waren beide Teile gehalten, in die Vertragspflicht einzutreten. Von dem bewaffneten Eingreifen Rußlands wurde als von einem erwarteten Ereignis gesprochen. Am 2. August war es aber bereits Tatsache geworden. Diese „geschichtliche Untreue“ im Vertragstext läßt sich wahrscheinlich damit erklären, daß das Dokument schon einige Tage früher entworfen worden, aber gewissen Widerständen begegnet ist. Diese Widerstände erklären aber auch, warum die Türkei vorerst eigentlich „vertragsuntreu“ wurde. Sie trat nach dem Losschlagen Rußlands gegen Österreich und Deutschland nicht sofort in den Krieg ein. Drei gewichtige Personen waren gegen den Krieg: Said Halim, der Großwesir und zugleich Außenminister, Talaat Pascha, der Innenminister, und Izzet Pascha, der Marschall. Den Krieg überstürzten Enver und Kemal Pascha. Es würde hier zu weit führen, den von Izzet interessant dargestellten Kampf der beiden Parteien zu schildern. Die Friedenspartei wurde nicht in

regelrechtem Ministerrate, sondern anders besetzt. Das Losschlagen der „Goeben“ und „Breslau“ im Schwarzen Meere, für das Enver und Kemal die Verantwortung tragen, und der Wunsch Rußlands, die Türkei in den Krieg zu verwickeln, entschieden die Frage. Das Auslaufen der Flotte ins Schwarze Meer ist seinerzeit gegenüber den gemäßigten Mitgliedern des Kabinetts mit „harter Notwendigkeit“ begründet worden: „Durch die Dardanellen kann unsere Flotte nicht auslaufen... und das Marmarameer reicht nicht aus, weder für Übungsfahrten und Gefechtsbewegungen, noch um die Jungmannschaft an den Dienst auf hoher See zu gewöhnen.“ Wegen des Zwischenfalles, zu dem es im Zusammenhang mit diesen wiederholten Exkursionen ins Schwarze Meer gekommen ist — kommen mußte — fand gerade bei der Zeremonie des Kurban-Bairam-Festes eine erregte Erörterung statt. Einige Minister mißbilligten den Vorfall ganz offen und wünschten noch immer, den Frieden zu erhalten. Andere schienen nicht einverstanden zu sein, nahmen aber nicht so offene Stellung. Enver Pascha verschmähte es, zu den Einwendungen Stellung zu nehmen, „aber sein Gesichtsausdruck und sein ironisches Lächeln ließen keinen Zweifel über das, was er dachte. Kemal Pascha verhielt sich schweigend und nachdenklich. Nachdem indessen das Gerücht nicht verstummen wollte, er hätte den Kommandanten der Schiffe versiegelt den schriftlichen Befehl mitgegeben, wortwörtlich alle Weisungen des Admirals Soukhon auszuführen, muß man, besonders auch nach seinen Bekenntnissen in den „Denkwürdigkeiten“, glauben, daß er eingeweiht war.“ Eingeweiht in das, was Enver wollte...

Nach dem Zwischenfall schnitt jedenfalls die Entente der Friedenspartei die Möglichkeit ab, die Türkei aus dem Kriege herauszuhalten. Die Gegner stellten Forderungen, die die Pforte ohne Preisgabe der Ehre und der Sicherheit des Reiches nicht erfüllen konnte. Rußland hatte doch auch wegen Konstantinopel den Krieg angezettelt! Said Halim und seine Gesinnungsgenossen hätten also der Türkei auf die Dauer — auch ohne die Aktion im Schwarzen Meere — den Frieden nicht erhalten können. Izzet Pascha sucht also die Schuldigen an dem Unglück, das der Weltkrieg für die Türkei bedeutete, in den eigenen Reihen. Es gibt natürlich auch in der Türkei Leute, die Deutschland anklagen. An ihre Adresse richtet Izzet Pascha die noble und so wahre Lehre: „Wenn ein Minister Vaterland und Volk in Gefahr sieht, dann kann er unmöglich auf fremde Unterstützung verzichten. Nur dann verdient ein Staatsmann Vorwürfe, wenn er die beim Abschluß eines solchen Bündnisses gegebenen Versprechen nicht hält. Hat man aber jemals etwas davon gehört, daß die Deutschen ihr uns gegebenes Wort nicht eingelöst hätten...?“

Rußlands Aufmarschkraft gegen Oesterreich-Ungarn.

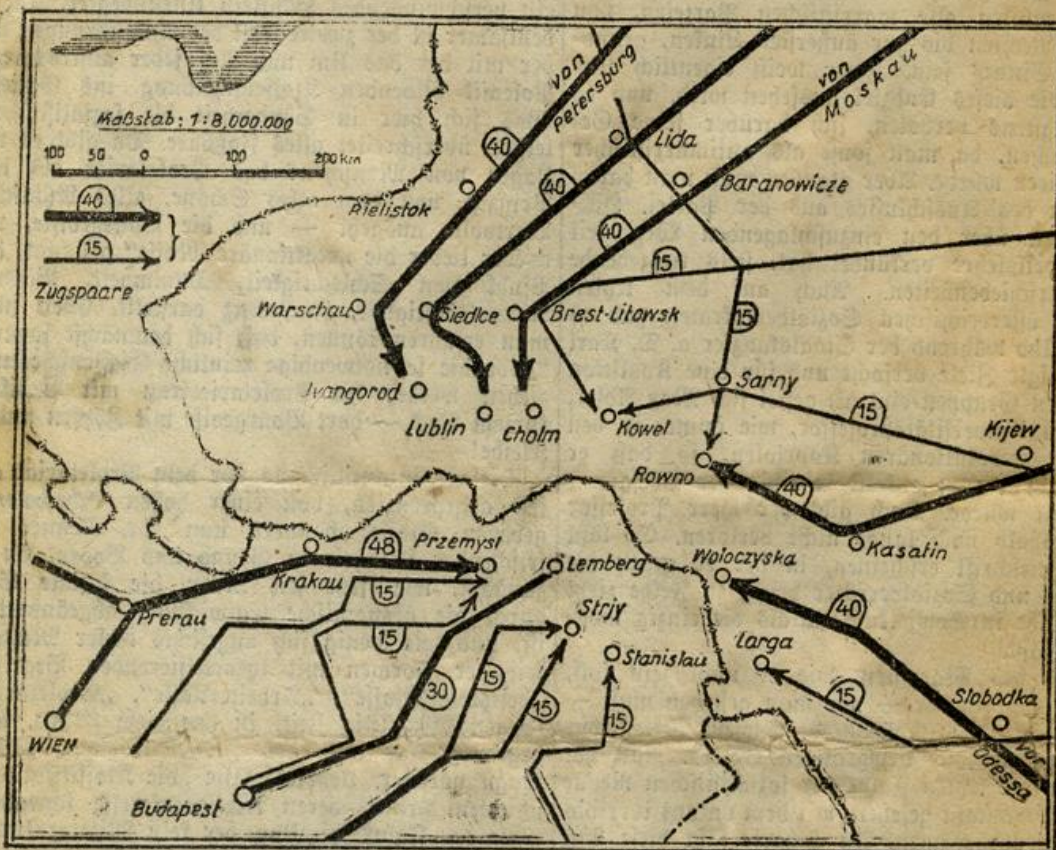
Von General Emil Ragenhofer.

Die ersten Eindrücke sind meist die bleibenden. Die ersten Kriegserlebnisse wirken noch heute mächtig nach, regen die Phantasie am stärksten an; ein Umstand, der durch die nachhaltige Wirkung der Ereignisse der ersten Wochen im Westen, Süden und Osten auch vom wissenschaftlichen Standpunkt berechtigt ist.

In Kameradentreise spielen daher Gespräche über die Anfangsoperationen in Galizien, Sommer 1914, eine unverändert große Rolle. Trotz aller in der Literatur gebrachten Aufklärungen über die Beweggründe für die großen Entschlüsse bei den ersten Aufmärschen und bei Operationsbeginn ist die Anschauung vieler — mir will scheinen besonders jüngerer Truppenoffiziere — unerschüttert, daß

und Versammlung nur nach einem sorgfältigen Plan gewährleistet, daß nur durch ein bis ins Detail vorbereitetes System höchste Schlagkraft und Ausnützung jedes möglichen Zuges erreicht, gleichzeitig jede zu Störungen, damit zu Verzögerungen führende Ueberlastung vermieden werden kann. Jahr für Jahr wurde bei Herstellung der Mobilisierungs- und Aufmarschelaborate um jede Stunde früher erreichter Marschbereitschaft der Truppen, um jeden Tag früher erreichter Operationsbereitschaft der Armeen gerungen.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm man mit Recht an, das Oesterreich-Ungarn dem 33mal so großen, 3mal so vollreichenden Rußland in Mobilisierung und Aufmarsch überlegen sei. Und obwohl 1914 ein Betriebskilometer Bahn



ein verteidigungsweises Verhalten in Galizien besser entsprochen hätte, als die Offensive gegen die Uebermacht.

Wir wollen auf Grund amtlicher Daten dieses Problem von einem Gesichtspunkt aus betrachten, der bisher noch nicht genügend gewürdigt wurde.

Vorausgesetzt sei: Bei allen kontinentalen Großmächten herrschte, nur wenig widersprochen, die Ueberzeugung von der Kürze moderner Kriege und der Wichtigkeit der Anfangsentscheidungen. Demgemäß strebte man mit geistlichen und organisatorischen Vorjorgen unter Ausnützung aller technischen Mittel überall nach rascher Mobilisierung und überraschendem Aufmarsch.

Bei den aufgegebenen großen Massen und den zu bewältigenden großen Distanzen kam nur selten der Fußmarsch, in der Regel der Bahntransport in Betracht. Dabei führt die Fülle der verschiedenartigsten Transporte, wechselnder Marschbereitschaft aus allen Teilen des Reiches bei einfachster Ueberlegung zur Erkenntnis, daß rasche Ausbietung

in Oesterreich-Ungarn auf 15 Quadratkilometer und 1138 Bewohner, in Rußland dagegen auf 320 Quadratkilometer und 2280 Bewohner entfiel, hier ein Bahnwagen für 174, dort für 338 Menschen Dienste leisten mußte, hatte sich das Verhältnis in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege durch großzügige Ausgestaltung der russischen Aufmarschbahnen gegen die Donaumonarchie, vollständig und zu unseren Ungunsten verändert.

Für den ersten Aufmarsch der I. u. I. Streitkräfte gegen Rußland wurden rund 200.000 Wagen, in 4000 Militärzügen formiert, benötigt. Das große Rußland konnte bei gleicher Ausnützung der Volkskraft die 3fache mobile Macht ausbieten und bei Sicherung bedrohter Grenzen in Asien und Aufstellung starker Kräfte gegen Deutschland, noch immer 8000 Militärzüge voll mobiler Formationen gegen die Monarchie aufmarschieren lassen. Diese Zahlen führen zur weiteren wichtigen Erkenntnis, daß weder die Entfernung, der Mobilisierungsstationen vom Aufmarschraum, noch

die Grundgeschwindigkeit der Kriegsfahrbewegungen, oder die Reisezeit der Einzeltransporte, sondern ausschließlich die maximale Durchflussmenge von Bedeutung war, die man in 24 Stunden auf der Summe aller Aufmarschlinien gegen den bedrohten Grenzraum in Bewegung setzen und andauernd in gleicher Stärke aufrechterhalten konnte.

Auf diesen Punkt waren daher auch die Bemühungen der Eisenbahnabteilungen der Großmächte gerichtet, allerdings mit sehr verschiedenem Erfolg. Wo die Wehrmachtsinteressen bei den anderen staatlichen Faktoren auf Verständnis stießen, fehlten die Mittel nicht, durch Neubau von Linien, Legung zweiter Geleise usw., die Aufmarschkraft zu steigern. Wo die Militärs die Rufer in der Wüste waren, wie bei uns, blieb der Ende des 19. Jahrhunderts erreichte Zustand durch mehr als ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg unverändert.

Und so war man sich in den Wiener Generalstabshäusern seit langem bewußt, daß die Zeit der rascheren Mobilisierung und Versammlung vorbei, Rußland uns trotz seiner ungeheuren Entfernungen, seiner dünnen Besiedelung und seines im allgemeinen schütterten Bahnnetzes, in dieser Hinsicht weit überflügelt hatte. Mit diesen konkreten Verhältnissen mußte gerechnet werden.

Aus dem Sektor Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa konnten die Russen, wie die Skizze zeigt, auf fünf zweigeleisigen Linien zu je 40 und weiteren vier eingleisigen zu je 15 Zügen, zusammen täglich 260 Züge in der Linie Zwangorod, Lublin, Cholm, Kowel, Rowno, Woloczysk, Larga vereinen. Das mächtig ausgestattete Ausladenez gestattete mannigfaltige Kombinationen der Kräfteverteilung entlang der genannten Linie, die noch durch Fußmarschrosaden nach der Ausladung ergänzt werden konnten.

Der russischen Aufmarschkraft konnte, wie bekannt, auf österreichisch-ungarischer Seite nur auf zwei zweigeleisigen und fünf eingleisigen Bahnen entgegengetreten werden, mit denen im Raume Przemyśl, Lemberg, Stanislaw im Maximum nur 153 Züge täglich vereint werden konnten. Auch hier gestattete die Ausgestaltung des Netzes genügende Freiheit in der Gruppierung der Kräfte, aber keine weitere Steigerung der Aufmarschintensität.

Aus diesen seit Jahren vor Kriegsbeginn bekannten Zahlen über die beiderseitige Aufmarschkraft konnte man aber auch noch weiter schließen, daß die Russen bei gleichzeitiger Mobilisierung und gleich langer Vorbereitungszeit zur Aufnahme des vollen Militärverkehrs auf den Bahnen bis 20. Mobilisierungstag bereits 4160 Züge ans Ziel brachten, also bereits so viele Kräfte gegen uns aufmarschieren lassen konnten, als wir überhaupt in der ersten Zeit aufboten. Unser Aufmarsch konnte nicht vor dem 30. Tag beendet sein, zu welcher Zeit die Russen bereits 7020, also um 3020 Züge mehr, (fast das doppelte Quantum), im Aufmarschplan versammelt haben konnten. Während in der Folge eine weitere Steigerung der österreichisch-ungarischen Kräfte unmöglich war, mußte damit gerechnet werden, daß die Russenmacht täglich um 3 bis 4 weitere Divisionen (dem Inhalt von 260 Zügen) zunehmen mußte.

Aus dem Grenzverlauf und dem konzentrischen Heranführen der russischen Aufmarschlinien ergab sich die Gruppierung der überlegenen Russenkräfte im weiten Bogen um die L. u. L. Armeen. Ein verteidigungsloses Verhalten, im Rücken den 600 Kilometer langen strafen- und ressourcearmen Karpathenwall, konnte zu beiderseitiger Umsfassung der Kräfte damit zur Gefahr führen, in oder über die Karpathen gedrückt zu werden. Damit wäre ein Raumverlust verbunden gewesen, in dem ein Sechstel der Wehrkraft wurzelte, in dem sich die unerseßlichen Naphtaquellen, der Getreide- und Viehreichthum der Karpathenvorlande befanden hätten. Man mußte befürchten, daß bei der Preisgabe dieser Gebiete, die Reichstreue der den Feinden glaubens- und stammverwandten Polen und Ruthenen einen argen Stoß erleiden würde.

Die fast doppelte Ueberlegenheit der russischen Aufmarschkraft in jahrzehntelanger, opfervoller Arbeit in minderfruchtbarem, räumlich ausgedehntem, dünn besiedeltem Gebiet, ohne intensivem Friedensverkehr erzielt, ist ein unwiderleglicher Beweis des russischen Angriffswillens, der sich unabhängig von wechselnden Ministerien und Persönlichkeiten elementar Geltung verschafft hatte.

Aus dieser Situation ergab sich der Zwang zur offensiven Kriegsführung im Nordosten, obwohl Oesterreich-Ungarn dort keine positiven politischen Ziele anstrebte und der aufgezwungene große Krieg ein Verteidigungskrieg war. Nur rascher Angriff konnte zur Befreiung aus drohender Umklammerung führen. Auf die bekannten Vereinbarungen Marshall Conrads mit Generalobersten von Moltke, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Österreichische Wehrzeitung
4. Mai 1928

Die Kämpfe um Nikolajew und Cherson im Frühjahr 1918.

Von Oberst Alfred v. Dragoni.

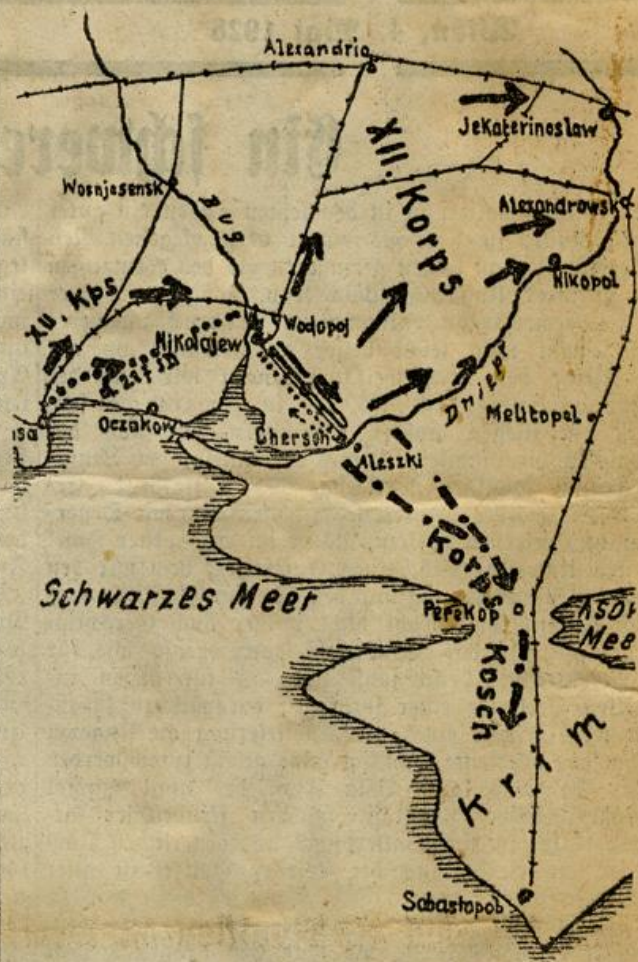
Nach der Einnahme Odessas am 13. März gab das 2. AK. (FML. Br. Böhm-Ermolli) dem XII. Kps. (FML. v. Braun) als vorläufiges Ziel seiner weiteren Operationen — die beiden obersten Heeresleitungen hatten sich über die größeren Ziele noch nicht völlig geeinigt — die Gewinnung des Dnjepr-Abschnittes, Alexandrowst abwärts. Das GML. 52 (G. d. J. Kosch) erhielt von seiner Heeresleitung allerdings schon jetzt als Direktion die Krim. Dem Antrage des XII. AK. für die Fortführung der Operationen die 11. und 59. ID., dann die aus Rumänien kommende selbst. 145. IDgd. zu verwenden, wurde zugestimmt und die Ueberweisung neuer Kräfte in Aussicht gestellt. Bis 19. März war nach mehreren Gefechten die Bug-Linie Wosnjessensk, Nikolajew gewonnen, doch waren uns in letzterem großen Hafenorte die Verbündeten mit 1 Baon — wieder auf ihren aus Rumänien mitgebrachten Autokolonnen — zuborgekommen. Die Bedingungen für den Eisenbahnvorrück ab Odessa waren noch weit ungünstiger als vorher, weil die Linie Odessa-Nikolajew eingleisig, erst kurz vor Ausbruch der Revolution fertiggestellt und mangelhaft eingerichtet war. Unsere Versuche, aus den großen erbeuteten Autovorräten auch Autokolonnen für den Truppentransport zu improvisieren, scheiterten an dem desolaten Zustande des Materials, daß erst gründlichen Reparaturen unterzogen werden mußte. Das GML. Kosch und das XII. AK. hatten nur das Eintreffen des GD. Grafen Kirchbach — Kommandanten der „Gruppe Cherson“, unter 2. AK. — abgewartet, um dann sogleich gegen Osten aufzubrechen; General Kosch mit engstem Stabe wieder per Auto, XII. AK. in seinem Operationszug.

Als Vorhut des XII. Kps. war GML. v. Hauser (22. IDgd.) mit dem — vorausgeeilten — IDgd. 27 (d. 30. ID.) dem FML. 115 und 2 Battr. unterwegs; er hatte Befehl über Nikolajew gleich nach Cherson weiterzugehen. Es folgten, durch die Antransportverhältnisse nördl. Odessa bedingt, stark durcheinandergemischt die Gros der 11. und 59. ID., während die 145. IDgd. vorerst bei Oczakow verblieb und später folgen sollte. Am 22. März nachm. brach in Nikolajew, wo sich das GML. Kosch und das 117. IDgd. mit 2 Baonen befanden, während in und nächst dem Bahnhofe 2½ österr.-ungar. Baone hielten, ein mächtiger Aufruhr aus, der binnen weniger Stunden die deutschen Kräfte vollständig im Stadttinnern einschloß. Schon tagsvorher war eine mit 2 Geschützen im Autotransporte nach Cherson vorgeschobene deutsche Kompanie aus dieser großen Hafenstadt von weit überlegenen Bolschewikenkräften verdrängt worden; die Geschütze mußten zurückgelassen werden. GML. v. Hauser mit 3 t. u. l. Baonen, 2 Battr. und einem deutschen Baon, das noch vor Ausbruch des Aufruhrs aus Nikolajew zur Aufnahme der Komp. abgegangen war, blieb befehlsgemäß im Vorrück und erstürmte am 23. nach heftigem Kampfe (der erste Anst. des neuangestellten FML. 115, Obst. v. Böhm war unter den Gefallenen) Bahnhof und Westteil von Cherson.

Das XII. AK. befand sich am 22. mittags in einer Eisenbahnstation nordwestl. Nikolajew. Gerade von etwa 3 Uhr nachm. an, wurde jede Verbindung, sowohl zu General Kosch wie auch nach Odessa und zu GML. v. Hauser unterbrochen. Merkwürdigerweise konnte auch die eigene (auf seinen Lowri montierte) Funkstation keine Verbindung finden. Das Gruppido Cherson (Odessa) behielt aber Funkverbindung nach Nikolajew und zu GML. v. Hauser, was aber wieder das XII. AK. nicht wußte.

Auf die ersten Meldungen der Ereignisse in Nikolajew hatte das AK. alle irgend vorbringbaren Kräfte unter dem 11. IDgd. (FML. v. Mez, Gistesch Obstl. v. Ehrlich) vereinigt und zum Angriff von NO und Ost auf Nikolajew angeordnet, eine nächste Gruppe sollte nördlich der Stadt gesammelt werden. Speziell auf ausgiebige Artilleriewirkung wurde Bedacht genommen. In Unkenntnis dieser Maßnahmen — erst am 23. mittags an funktionierte wieder die Verbindung nach Odessa — befaß das Gruppido Cherson direkte an GML. v. Hauser umzukehren und den in Nikolajew eingeschlossenen Verbündeten zu Hilfe zu eilen. Auch General Kosch funkte in gleichem Sinne an GML.

v. Hauser. Die strikten Gegenbefehle des XII. AK. trafen General v. Hauser leider erst auf dem Rückmarsche und hielten ihn halbwegs Cherson-Nikolajew fest. Nun wurden, nach Wegnahme von Wodopoj, durch das von NO fortgesetzt Verstärkungen nach Nikolajew gelangt waren, weitere Truppen zum Angriff auf Nikolajew wie zu GML. v. Hauser durchgebracht. Durch die Störungen vor Wodopoj, Nikolajew war die Bahnlinie von Odessa her arg verstopft. Vor Nikolajew übernahm FML. v. Pichler (59. ID.) das Kommando und wurde an die Befehle des G. d. J. Kosch gewiesen, während alle auf Cherson angesetzten Kräfte unter Befehl FML. v. Mez traten. Das XII. AK. wurde nach vorübergehendem Halte in einer Station nördlich Nikolajew nach Wodopoj verlegt, dort eine eigene Reserve gesammelt und auch ein Flugplatz etabliert (Flgpl. 18, Rttm. Alex. Mayer) und in der Folge durch Flieger verlässliche Verbindung mit 11. ID. (FML. v. Mez) gehalten. Das AK.



mußte wiederholt Kräfte gegen, sowohl aus NO, sogar mit Panzerzügen angreifende Bolschewiken, wie gegen starke längst des Bug herabkommende Insurgentenbanden ansetzen. Durch die Ereignisse in Nikolajew, namentlich aber durch jene bei Cherson und den nur dem Zusammenreffen ungünstiger Zufälle zuzuschreibenden bescheidenen Rückzug der Brigade Hauser, hatten die Bolschewiken, die hier wie in Odessa durch die Schwarze-Meer-Flotte besondere Stützung fanden, mächtigen Antriebe erhalten, so daß wir durch vier Tage in die Rolle des Verteidigers gedrängt waren. Es bedurfte der 3½-tägigen erbitterten Kämpfe von t. u. l. Baonen mit 7 Batterien unter Ambo FML. v. Pichler, wozu noch ein von Nord angreifendes bayrisches IDgd. v. Hauser, dann zur Bugabsperzung die im Fußmarsche herangekommene bayr. Schwere Reiterbrigade kamen, um des Aufstandes Herr zu werden. Die zwei eingeschlossenen deutschen Baone mit den beiden Stäben hatten einen Häuserblock zur Verteidigung eingerichtet, auf den Dächern Minenwerfer aufgestellt und

so alle hartnäckigen Angriffe der — auch Schiffsartillerie einsetzenden — Bolschewiken glatt abgewiesen.

Nach Wiederherstellung der Ruhe in Nikolajew wurde alles getan, um F.M. v. Mez für einen Vernichtungsschlag gegen die Bolschewiken im Raume Cherson auszustatten. Er verfügte schließlich über 12 Baone, 11 Batterien, 4 techn. Kp., 2 Flieger- und eine Ballonkomp. Am 4. April schritt F.M. v. Mez zum wohlvorbereiteten Angriff, der am 5. April mit der Erstürmung von Stadt und Kastell Cherson unter außerordentlich hohen blutigen Verlusten der Bolschewiken seinen Abschluß fand. Vier russische Kriegsschiffe hatten energisch bei der Abwehr mitgewirkt. Am 7. April früh gelang die von der 11. ID. wieder sorgfältig vorbereitete, überfallsartig durchgeführte Dnjepr-Forcierung von Cherson nach Maszki. Im Hafen von Maszki wurden 6 russ. Dampfer erbeutet. Durch die Gewinnung des Oufers dieser gewaltigen Flußbarriere war der spätere Eintritt unserer Verbündeten in die Krim günstig eingeleitet. Einer Episode sei noch Erwähnung getan. Unsere Fliegerkompagnien hatten in den Kämpfen der 11. Div. hervorragend mitgewirkt. Ein Flugzeug wurde hierbei am 5. früh über Cherson abgeschossen. Trotz seines Kopfschusses brachte der ausgezeichnete Pilot — ein Unteroffizier — das Flugzeug noch in einem großen Garten der ausgedehnten Villenstadt Cherson zur allerdings sehr heftigen Notlandung. Der Pilot war tot; der Beobachter, ein junger Offizier, fast bewußtlos, wurde von den herbeieilenden Villenbewohnern, einem russischen Oberst und seiner Tochter, eines heldenhaften jungen Mädchens, gerade noch rechtzeitig vor den eindringenden Bolschewiken in der Villa geborgen und unter Lebensgefahr versteckt gehalten, bis die einrückenden t. u. f. Truppen ihn befreiten.

Mit der Einnahme von Cherson war der Wettlauf der Verbündeten zur Gewinnung der Nordwestküste des Schwarzen Meeres beendet. Die von unseren außerordentlich initiativ geführten Verbündeten unternommenen Versuche, mit ganz unzulänglichen Kräften sich der wichtigen Hafenstädte zu bemächtigen, mußten an dem — im Vergleiche zur Nordukraine — sehr starken Widerstande, der durch die Schwarze-See-Flotte mächtig gestützt den Bolschewiken scheitern. Den Truppen des t. u. f. XII. Kps. blieb es vorbehalten, den wiederholt in sehr schwierige Lagen geratenen deutschen Kameraden entscheidende Entlastung unter namhaften eigenen Verlusten — seit Slobodzeja 42 Offiziere und fast 1300 Mann — zu bringen. Am 11. April langte ein von G.D. Br. Arz. gezeichnetes Befehlsschreiben unseres WK. beim XII. KK. ein, worin Kaiser Karl dem „XII. Korps für die bisherigen sehr erfolgreichen Operationen in der Ukraine“ besondere allerhöchste Anerkennung und Dank aussprach. Am 12. April traf der Armeekomd. F.M. Frh. v. Böhm-Ermolli in Wodopoj ein. Nach Teilnahme an einer Besichtigung deutscher Abteilungen in Nikolajew, meldete sich das XII. KK. beim F.M. ab, um den bereits eingeleiteten weiteren Operationen in den Dnjepr-Abschnitt Alexandrowst-Zelaterinoslaw, welche zunächst mit der Brigade G.M. v. Hauser der 11. ID., der 59. ID., 5. KD. und 145. JGd. angesetzt waren, zu folgen. F.M. Br. Böhm-Ermolli begab sich noch zur 11. ID. nach Cherson.

Ueber die Operationen der t. u. f. Truppen in der Ukraine ist bisher wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.*) Die feinerzeitigen Heeresberichte stellten die Angelegenheit — ganz im Gegensatz zu den deutschen Heeresberichten über die Nordukraine — immer recht harmlos dar. Wie wir später erfuhren, waren hierfür politische Momente maßgebend gewesen. Unsere oberste Staatsleitung hatte sich erst nach längerem Zögern und gegen die Intentionen unserer Volksvertretungen zur Teilnahme an der ukrainischen Expedition entschlossen. Sie wurde als eine Art „Lebensmittelausbringkommando“ in Aussicht gestellt; in diesem Sinne mußten dann naturgemäß auch die Heeresberichte stillisiert werden. Die zwei kurzen Aufsätze (der vorstehende, dann jener vom 9. März, die Einnahme Odessas betreffend) zeigen, daß die Begebenheiten einen wesentlich anderen Charakter hatten. Unsere braven Truppen, die in vielen oft recht harten Kämpfen gegen einen, durch Revolution und Bolschewismus grausam gewordenen Gegner, der sich selten an geltenden Kriegsbrauch hielt — speziell die Bolschewisierung der Schwarzen-See-Flotte, die ja die Seele gerade der gegen unsere Truppen fechtenden Bolschewiken war, ist bekanntlich unter bestialischen Begleitererscheinungen vor sich gegangen — kamen hiedurch häufig um ihre wohlverdiente Anerkennung. Dies trat insbesondere im Vergleiche zu den deutschen Truppen auffallend zutage. Unseres Allerhöchsten Kriegsherrn — vorhin erwähntes — Befehlsschreiben war eine Folge dieser Erkenntnis.

Trusch, Marka

Die Meuterei in Judenburg.

Die Mordnacht vom 12. auf den 13. Mai 1918.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1918, genau vor zehn Jahren, brach in Judenburg eine große Meuterei aus; Soldaten, die des Krieges und all seiner Leiden müde waren, rebellierten gegen die Ordnung, die sie zwang, in Schützengraben zu liegen und zu verrecken. Die Revolte wurde blutig niedergeschlagen. Genossin Martha Tausl stellt uns einen Brief zur Verfügung, den sie damals unter dem Eindruck des aufregenden Ereignisses schrieb:

Ich hatte Sonntagabend eine Frauenversammlung in Judenburg und ging danach in das Café Gruber an der Ecke des Hauptplatzes und jener Straße, die vom Bahnhof herauführt. Das Kaffeehaus war fast leer. Ich glaube, daß außer mir zwei Gäste da waren.

Als ich ins Hotel zur Ruh' gehen wollte — es schlug gerade 11 Uhr —, da hörte ich aus nicht sehr großer Entfernung Schüsse, helle Schüsse, die ich gleich sehr scharf hielt. Trotzdem dachte ich, daß es sich um eine Gefechtsübung handle oder schlimmstenfalls um Fliegeralarm, nahm aber die Sache nicht so ernst, sondern schlenderte, abgespannt und müde, wie ich nach der ganzen bewegten Woche mit ihrem großen Schlafmangel war, langsam über den schönen Platz, eben noch eindrucksfähig genug, um den herrlichen, alten Turm und die Umrisse der Kirche am Nachthimmel zu bewundern. Inzwischen knallten noch einige Schüsse, und vor dem Hotel-Post auf dem Hauptplatz standen vielleicht dreißig Leute, offenbar von der Meuterei herausgetrieben. Es wurde über die Schüsse gesprochen, und auf meine Frage antwortete mir ein Unteroffizier: „Ah, was! Beim Marschbataillon san a paar Woffene!“ Dann kam ein Unteroffizier aus dem Hause heraus und sagte: „Wehn ma schau'n, wo's G'schicht ist.“ Ich ging über die Stiegen hinauf, um meinen Zimmerschlüssel zu holen, und wollte noch einmal hinunter auf die Straße. Da kamen aber die Leute stuchtertartig in den Flur hinein und teilweise auch über die Stiegen heraufgetrampelt, so daß ich meine Absicht aufgab und in mein Zimmer ging.

Schüsse, Gesang und Geschrei.

Die Schüsse folgten immer schneller aufeinander, Lärm, Geschrei, Gesang wurde hörbar und kam rasch anschwellend näher und näher. Ich schaute zum Fenster hinaus, es war aber auf dem Platz ziemlich dunkel und ich unterschied nur die Menschen, die durch die Seitengasse liefen, fliehende vom Hauptplatz her. Soldaten und vielleicht auch Schaulustige dem Hauptplatz zu. Indessen hatte sich dieses ganze wahnsinnige Gewirr von scharfen Schüssen, Gesang, Geschrei, Zibio- und Heilrufen immer näher herangewälzt. Manche Schüsse knallten so nahe, daß ich glaubte: Jetzt und jetzt muß eine Kugel, die ich sogar singen hörte, in mein Fenster fliegen. Und da steckte ich instinktiv den Kopf hinter den Pfeiler. So peinlich das ist, so will ich doch aufrichtig beichten, daß ich mich fortwährend be-

obachtete, ob ich wohl Furcht habe oder keine und was ich eigentlich in diesem mir ganz unverständlichen tollen Wirbel fühle und denke. Und ich hatte gar keine Furcht, sondern die Neugier, eine Art — schonungslos muß ich es sagen — Sensation überzog. Ich dachte mir: Nun bin ich in einem Gefecht, in guter Bedung, ich höre alles, erlebe alles und es geschieht mir gar nichts. Zu meiner Entschuldigung darf ich sagen, daß ich keine Ahnung hatte, um was es sich handle, daß ich, vor allem durch die Zibio- und Heilrufe irreführt, glaubte, es handle sich um einen Zusammenstoß zwischen Deutschen und Slawen.

Zu den Klängen der Ziehharmonika.

Nun war das Getöse unmittelbar vor dem Hause. Auch eine schrille, abscheuliche Ziehharmonika klang dazwischen, die für mich den Eindruck des entseffelten Wahnsinns vervollkommnete. In die aufmunternden Rufe mischte sich schon Wehgeschrei, wahrscheinlich von Verwundeten, die Schüsse fielen dichter und dichter, die Kugeln pfiffen fein und dünn, und da klickten auch schon Glascherben. Nun knall, Scheibengklirren und ganz finster war's, noch finsterner als zuvor. Die Schüsse waren in die Laternen gegangen. Mir gegenüber hatten die Leute die Fenster geschlossen, und nun wurde auch mir in meinem erleuchteten Fenster unbehaglich. Ich löschte das Licht aus, konnte mich aber nicht entschließen, das Fenster zu schließen.

Sondern lehnte mich noch immer zum Fenster hinaus, stand sogar, um mich weiter hinauszuweichen und doch irgend etwas unterscheiden zu können, fortwährend auf den Beinen.

Da ging eiligen Schrittes ein Soldat durch meine Gasse, er lief nicht, aber er machte doch den Eindruck eines Fliehenden oder eines Geschlagenen auf dem Rückzug. Er schrie laut: „Au, au!“ und „Oj, ti dekle moja!“ (Oh, du mein Mädel!) Immer mehr Scheiben geklickten auf dem Pflaster, immer mehr Scherben trachten unter den Füßen, das Geschrei hielt an, es wurde unaufhörlich geschossen und auch die Ziehharmonika tönte weiter, aufpeitschend, vom Wahnsinn getragen, Wahnsinn erregend.

„Maschinengewehre!“

Plötzlich vernahm man das berühmte Knattern. „Maschinengewehre“, sagte ich entsetzt halblaut vor mich hin. Und aus einem Fenster neben mir, das ich gar nicht sah, klang derselbe gedämpfte Schreidenschrei: „Maschinengewehre.“ Ich glaubte nun, daß die Maschinengewehre von der „Ordnung“ gegen den „Aufbruch“ aufgefahnen worden seien, und diese Meinung bestärkte sich mir nun noch dadurch, daß jetzt der Lärm nachließ. Die ganze Masse von schreienden, singenden, schließenden, heulenden, toben den Menschen schien sich im Dunkel weiter und weiter zu wälzen und entfernte sich allmählich wie ein Gewitter.

Vom Schlafe überwältigt, legte ich mich nieder, es mag etwa 1 Uhr oder 1½ Uhr gewesen sein.

In die Wälder zurückgezogen.

Am anderen Morgen hörte ich zuerst, daß der Bahnhof zerstört, die Schienen aufgerissen seien, daß kein Zug verkehre. Ich wollte mich aber selbst überzeugen und ging aus. In der Stadt waren alle Geschäfte gesperrt. Das Pflaster war mit Glascherben und Splintern

bedeckt. Die Stadt hatte ein trauerfeierliches Gepräge. Man sah wenig Menschen auf den Straßen; nur Bürger standen in Gruppen beieinander vor dem Amtshaus und vor den andern Häusern. Das Kaffeehaus an der Ecke war mit Brettern zugenagelt, nur eine Öffnung — fensterlos — war offen; da waren nur zwei Querbalken vorgehängt. Dort drängten sich Menschen, um den Leichnam der in der Nacht erschossenen Zählkellnerin zu sehen, der arg entstellt noch auf dem Fußboden gelegen sein soll — ich habe es geglaubt, ohne selbst hinzuzuschauen.

Man erzählt: nun, das Marschbataillon des siebzehnten Regiments (Krainer) hätte am

Tage vorher verminderte Proviantation bekommen, hätte sich abends geweigert, abzumarschieren, die Offiziere hätten die Revolver gezogen und so sei der Kampf entstanden. Der Schuß — die einen sagen, es sei ein Explosivgeschloß gewesen, die andern eine Handgranate, die dritten, es seien viele Angeln aus einem Maschinengewehr gewesen —, der die arme Kellnerin hingelegt hat, soll einem Oberleutnant gegolten haben. Am Vormittag hörte man von sechs Toten, später von acht.

Im großen und ganzen hörte man Aeusserungen der Sympathie mit den Meutereern, die überall die Zivilbevölkerung aufgefordert haben sollen, mitzugehen — und dieses „Mitgehen“ wurde ernstlich genug erwogen. Nur die Plünderungen bei Armen, das sinnlose, blutige Zerstören von Einrichtungsgegenständen, das Vernichten — nicht das Wegtragen — von Lebensmitteln, das Veraltern des Uhrmacherladens wurde allgemein bedauert und mißbilligt.

Die Soldaten sollen sich in den Morgenstunden in die Wälder zurückgezogen haben mit dem Versprechen — das andern wieder als Drohung klang —, in der Nacht wiederkommen. Es lag eine atembeklemmende Stimmung über der Stadt.

Als ich mich zu Mittag mit zwei Vertrauensmännern auf den Weg machte, entschlossen, wenn wirklich kein Zug verkehren sollte, von Zeltweg über die Stubalm zu Fuß nach Graz zu gehen, da trafen wir auf der Straße vor dem Bahnhof schon eine „bereite Sturmtruppe“, etwa achtzig oder hundert Mann mit Blechhelmen.

Der Bahnschaden war bald behoben, und um ein Uhr fuhr schon die Frühzüge durch. Als wir nach Zeltweg kamen, fand da gerade eine erregte Versammlung statt. Dort gelang es, lokale Forderungen in den Vordergrund zu stellen und durch Konzeptionen der Betriebsdirektion des dortigen Werkes momentan — kaum äußerlich — Ruhe zu schaffen.

Martha Tausl.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 159

TAG: 10.6.1928, 17f.

Romarow und Lemberg.

Von Dr. Albert Ritter.

Der jüngst erfolgte Hingang des Generals Freiherr von Aussenberg-Romarow hat eine Debatte zu kurzem Leben erweckt, deren längere Dauer bis zum richtigen Abschluß dringend zu wünschen wäre. Der Verstorbene, den Oberst Emil Seeliger mit vollem Rechte den größten Heerführer Österreichs im Weltkrieg kennt (man darf ihm wohl nur den General Krauß zur Seite stellen), hat bei Lebzeiten nicht gewollt, daß sein Name in eine Auseinandersetzung hineingezogen werde, von der die ganze ehemalige Armee berührt werden mußte. Nun aber ist sein Widerspruch überlebt, und es kann auch gesagt werden, daß seine Befürchtung unzutreffend war, die möglichen „Enthüllungen“ könnten der Armee in ihrer Gesamtheit schaden. Das Gegenteil ist der Fall, je klarer das ans Licht tritt, was von der Tragödie des Heerführers Aussenberg gesagt werden kann, desto mehr Gewinn hat die historische Armee davon und mit ihr alle einmütigen, die im letzten Kriege der Habsburger Monarchie den Noth des Kaisers getragen haben.

Welches ist die schwerste Belastung für die Erinnerung der österreichischen und ungarischen Krieger der vier Jahre des Todesringens der Monarchie? Auch bei den Deutschen unter ihnen, trotz aller Brudergefühle für den großen Verbündeten, und vervielfacht bei den andern, die überhaupt mit Überzeugung die Waffen trugen und die Erinnerung an die Heldenzeit noch pflegen, war und ist es die Tatsache, daß die habsburgische Armee schon vom Oktober des Jahres 1914 an in sich selbst keinen genügenden Halt mehr hatte, sondern im Osten immer und überall, gegen die drei Feinde im Süden aber in allen Entscheidungen vom Verbündeten unterstützt werden mußte. Mit dieser Belastung ist die k. u. k. Armee sozusagen in die Vergangenheit eingetreten, unter diesem Gesichtspunkte schreiben die ehemaligen Gegner über sie, und wenn die meisten reichsdeutschen Historiker und Kritiker des Weltkrieges über den heiklen Punkt schonend hinweggehen, so liegt

darin fühlbar eine Art Mitleid, die nicht weniger kränkt, als die offene Anklage der Minderwertigkeit. Es ist eine Ehrensache für alle, die sich noch mit jener alten Armee verbunden fühlen, deren Ruhm im Glanze unsterblicher Führer und zahlloser Siege Jahrhunderte erfüllte, daß die Frage vollständig geklärt werde, warum es so kam, daß das letzte Heer der Habsburger in hilfsbedürftiger Geschwächtheit seinen Endkampf kämpfen mußte. In der Erklärung wird die Wiederherstellung seines unverdunkelten Ruhmes liegen.

In Deutschland häuft sich die Kriegsliteratur zu Bergen, und kein Feldzug und kein Führer, bis zu den berühmtesten Namen, entgeht der unnachsichtlichsten Kritik. Wer sich mit dem Gegenstande einläßlich befaßt, ist daher um so mehr erstaunt, daß eines der wichtigsten Ereignisse der vier Jahre, die Schlacht von Lemberg im September 1914, von den Kritikern geradezu übersehen oder übergangen wird. Es scheint da eine taktvolle Rücksicht gegen den Verbündeten obzuwalten, die allerdings einigen Persönlichkeiten zugute kommt, in ihrer Auswirkung aber eben die Folge hat, daß die ganze k. u. k. Armee mit dem Makel der Unzulänglichkeit behaftet bleibt. Denn einzig und allein in der Schlacht von Lemberg liegt die Ursache jener Schwäche, die Österreichs ganze weitere Kriegführung begleitete und immer wieder die Gefahr des allgemeinen Zusammenbruches mit sich brachte.

*

Als die Armee im August 1914 ins Feld rückte, konnte man mit vollem Rechte sagen: schönere Truppen, bessere Soldaten sind auch nicht über den Rhein marschiert! Hätten sie auch in den folgenden Jahren den Kern der habsburgischen Macht bilden können, so hätte immer ein starker Bundesgenosse an Deutschlands Seite gestanden und dann hätten die Ereignisse wohl auch einen andern Verlauf nehmen können, denn wir wissen, daß bis zum Frühjahr 1918 unser Sieg wiederholt in greifbarer Nähe lag. Ganz sinnlos ist es, die Schlacht an der Marne in irgendeinem Sinne als eine Entscheidung anzusehen, denn einmal hätte sie, wäre sie von den Deutschen durchgekämpft und gewonnen worden, den Krieg im Westen auf keinen Fall beendet, und zweitens war der Rückzug für Deutschland keine Schwächung, denn erst auf ihn folgte die ganze Entfaltung der unermesslichen Kräfte des Reiches. Wohl aber war Lemberg eine nachwirkende Entscheidung,

denn die Macht Österreichs hat damals in den ersten Septembertagen eben jenen Stoß erlitten, von dem sie sich nicht mehr erholen konnte. Generaloberst von Arz sagt es in seinem Buche, daß die Verluste jener Tage unersetzlich geblieben sind. Mit 750.000 Gewehren war man in den Kampf gegangen, mit etwa 350.000 führte man den Rückzug durch und konnte auf ihm in dem engen Raume zwischen der Wisloka und der oberen Weichsel Platz finden. Über 400.000 Gefangene, Tote und Verwundete waren die Opfer eines verkehrten Feldzugsplanes geworden.

Faßt man diesen Feldzugsplan ins Auge, so muß man an den Spruch denken: Quem deus perdere vult, dementat! braucht ihn aber nicht mildernd zu übersehen: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit!, sondern darf den Ausdruck „Dementat“ im vollen Sinne einer Dementia verstehen. Durch sechs Wochen sollte Österreich-Ungarn, so hatte es Freiherr Conrad von Hötzendorf durch Jahre immer

wieder mit Herrn von Moltke besprochen und vereinbart, sich gegen Rußland in der Hauptsache allein halten, nur geringe deutsche Kräfte sollten in dieser Zeit im Nordosten die Grenze decken: dann erst werde, da indessen die Entscheidung im Westen gefallen sein müsse, Deutschland mit ausgiebiger Macht im Osten eingreifen können. Rasch überblickt, hieß das also, daß Conrad vom 10. oder 12. September an auf die volle Mitwirkung des Verbündeten rechnen konnte, wenn dieser bis dahin Frankreich schon niedergedrückt haben würde. Die Sache kam aber so: statt daß Conrad überhaupt abwartete, ob der überkühne Schlag gegen Frankreich gelinge, nahm er selbst den Kampf im Osten derart auf, daß dort die Entscheidung schon vor dem 10. September gefallen war. Aber gegen ihn, Österreichs Heer hätte nicht mehr gerettet werden können, auch wenn Deutschland an der Marne den ungeheuersten Sieg erröckten und Frankreich auf dem Schlachtfeld kapituliert hätte! Das deutsche Heer hätte mit Flugzeugen nach dem Osten kommen müssen und hätte doch das österreichische nicht mehr kampffähig vorgefunden. Wie läßt es sich nur verstehen, daß auch der Feldmarschall Conrad noch in seinen Büchern die Anklage, mit der er schon im September 1914 begann, beständig wiederholte und damit Gehör finden konnte, daß Deutschland ihn gewissermaßen an der Marne verraten, daß es ihn im Stiche gelassen, daß es sein Wort nicht eingelöst und ihn dadurch in die Katastrophe getrieben habe! Man braucht doch nur zu fragen: wo war Conrads Heer an dem Tage, an dem Deutschlands Rufgefallig wurde?

*

Wie ist nun aber der k. u. k. Generalstabschef und allmächtige Führer der kaiserlichen Armee dazugekommen, den Kampf in vollem Umfang und mit aller Macht aufzunehmen, ehe von einem deutschen Eingreifen auch nur im geringsten die Rede sein konnte? Die Antwort heißt: „Dementia!“ Es läßt sich keine andere zutreffende Bezeichnung anwen-

den auf das Unterfangen, mit der k. u. k. Armee allein und den deutschen Kräften in Ostpreußen, die gesamte russische Macht, die bereits in Polen sich versammelt haben konnte, von Osten her einzuschließen und in die Tasche zu stecken. Und das wollte Conrad in der Tat. Sein Ehrgeiz trieb ihn so hemmungslos, daß er keinen anderen Gedanken mehr kannte, als den, die Hauptstadt zu tun, ehe die Deutschen kämen, damit er allein als der gewaltige Russenbezwinger dastehet. Sein Plan war demgemäß sehr klar und einfach. Er selbst stößt mit zwei Armeen, der ersten Danzls und der vierten Russenbergs, insgesamt mit 350 Bataillonen, über Lublin östlich von Zwangorod gegen Siedlce vor und die deutschen Ostkräfte (11 Divisionen waren vereinbart) kommen ihm nach Siedlce entgegen. Dann ist der Sack zugebunden und man treibt alles, was an Russen darin ist, mit Stüd und Wagen westwärts in die österreichische Gefangenschaft. Am 28. August drahtete Conrad an Moltke: „Es ist dringend erwünscht, daß ehestens deutsche Kräfte die Gegend von Siedlce und Lukow erreichen, worauf ich immer gerechnet habe, damit wir den Erfolg von Lublin festhalten und unsern östlich von Lemberg kämpfenden Armeen Unterstützung bringen können.“ Wer das heute liest und dazu die Karte ansieht, den dreht es im Wirbel um die eigene Achse. Selbst der loyalste Kritiker des Septemberfeldzugs muß zugeben: da hat pathologischer

Ehrgeiz eine Dementia erzeugt, die in aller Kriegsgeschichte beisspiellos ist.

Im Norden: gegen Ostpreußen gingen, wie schon aus den Ereignissen zu Mitte August feststand, zwei russische Armeen mit zusammen 27 Infanteriedivisionen und zahlloser Kavallerie vor, denen zuerst 11, dann bis Ende August 18 deutsche Divisionen gegenüberstanden. Diese 11 Divisionen sollten nun, ohne sich um die zwei feindlichen Armeen zu kümmern, in deren Rücken südostwärts bis 100 Kilometer hinter Warschau marschieren, wohin niemals ein Nachschub, eine Bahnverbindung gereicht hätte! Nennenkampf und Samsonow mochten indessen flott nach Berlin weiterrücken!

Im Süden: da hatte Conrad allerdings am 13. August auf die Meldung des Obersten Fischer, daß die Armeen Russki und Iwanow und die Gruppe Brussilow von Osten her im Anmarsch seien, die Antwort gegeben: „Wie er nur solchen Unsinn melden könne!“ Denn die russischen Armeen durften nicht dort stehen, wo sie sich in Wirklichkeit befanden, sie mußten dort sein, wo Conrad sie brauchte, um seinen übernapoleonischen Sieg zu erröckten! Aber am 28. August wußte er es doch schon besser, da war die Aufrollung der Armee Brüdermann von Südosten her schon in vollem Zuge — und doch hielt Conrad noch an seiner Bahnidee fest, den Russeneingang in Polen durchzuführen. Und er sollte so rasch gelingen, daß man nachher den Kämpfern bei Lemberg noch rechtzeitig zu Hilfe kommen konnte!

*

Mr.:

TAG:

Nun aber erfüllte sich das Schicksal rasch und der Sieger von Komarow wurde das Opfer. Freiherr von Luffenberg hatte am 25. August die Schlacht eröffnet, die nach Anlage und Durchführung die größte Tat war, die Habsburgs Armee im Weltkrieg mit eigener Kraft vollbrachte. Mit der Heranziehung des 14. Korps gewann der Feldherr die Möglichkeit, eine großartige Umfassung anzulegen, die mit jener von Tannenberg vergleichbar ist. Am 1. September war es allerdings nur ein Teilsieg geworden, mit einer Beute von 15.000 Gefangenen und 150 Geschützen, aber die Operation konnte noch ausgreifender weitergehen, wenn nicht die ganze 4. Armee sich auf einmal, statt der weichenden 5. russischen Armee Ewerth gegenüber, im Scheitel eines Einschließungswinkels befunden hätte, den die 3. russische Armee aus Ostpreußen her in stürmischen Andringen rasch verengte. Da bewährte Luffenberg wiederum seine taktische Meisterschaft; er warf die Front seiner Armee angesichts des Feindes um einen ganzen Halbkreis herum, gegen Norden nur mehr durch das 14. Korps gedeckt, das sich in wahren Heldenkämpfen verblutete. Aber gerade in seinem Winkel war der Druck des Feindes naturgemäß am stärksten angelegt, ihm war die Umfassung zugebracht, die vom Oberkommando durch seine Wahnstrategie heraufbeschworen worden war. Ehe es zur allgemeinen Katastrophe kam, gelang noch die Einleitung des Rückzuges der sinnlos ins Verderben geführten Gesamtarmee.

Nehmen wir an, daß Conrad sich dem gemeinsamen Kriegsplane sinngemäß angepaßt hätte: Österreich hält durch sechs Wochen die Russen nach Möglichkeit fest, dann kommt die deutsche Hauptmacht und hilft den Krieg gegen Rußland durchführen. Dann hätte die Aufgabe so gelegen: Rußland schickte vier Armeen mit zusammen 45 Divisionen gegen Österreich, dem es den ersten

Schlag zugebracht hatte. Plehwe und Ewerth kamen von Norden, Ruzki und Zwanow von Osten, später dann auch die Gruppe Brussilow vom Pruth her. Dieser Macht hatte Conrad mit 34 Divisionen zu begegnen. Unabhängig davon hatte Deutschland sein Ostpreußen zu verteidigen, mit 18 Divisionen 27 abzuwehren. Wie diese Aufgabe gelöst wurde, weiß man. Am 7. September waren beide Armeen, Samsonow und Rennenkampf aus dem Felde geräumt, so gut wie nicht mehr vorhanden. Wäre Conrads Arbeit schwerer gewesen? 34 Divisionen gegen 45 sind doch ein günstigeres Verhältnis, als 18 gegen 27! Und die vier galizischen Armeen kamen in bedeutend größerem Abstände voneinander angerückt, als die Njemen- und die Narew-Armeen!

Der Sieger von Komarow mußte auf dem Platze stehen, von dem aus der Feldzug geleitet wurde, das beweist sein Sieg: dann hätte nicht ein Lemberg den furchtbarsten Gegensatz zu Tannenberg und Masuren abgegeben. Das Oberkommando fühlte, daß dem so war, darum wählte es den Mann, dessen Persönlichkeit allein eine unerträgliche Anklage war, zum Sündenbock, zum Träger der Schuld an der Niederlage. Der Generalstabschef aber verbiß sich in eine Phantasienvorstellung von versäumten Möglichkeiten, die durchaus pathologisch anmutet. Am 1. Februar 1915 schrieb er an den Grafen Boissras über die Verbündeten: „Daß diese Leute durch ihre große Niederlage in Frankreich die ganze Grundlage des gemeinsamen Krieges zuschanden machten, daß sie durch ihre exzentrischen, offenbar nur die Deckung Ostpreußens im Auge habenden Operationen (gemeint sind Tannenberg und die Masurenschlacht!) den Erfolg unserer Siege bei Krasnif, Tomaszow, Komarow zunichte machten... das scheinen sie vergessen zu haben!“ Also nicht nur die Marne Schlacht, die erst am 9. September entschieden war, sondern sogar Hindenburgs Vernichtungsschläge gegen zwei Fünftel der russischen Gesamtmacht waren schuld daran, daß Conrads Niederlage vom 26. August, dem Tage von Zloczow, durch den Einbruch der russischen Ostarmeen unausweichlich wurde! Man glaubt zu träumen, wenn man solche Sätze aus der Hand des Mannes liest, dem Österreichs letztes Geschick anvertraut war.

Lemberg wurde entscheidend für die Haltung der Tschechen gegenüber der Monarchie, der Zusammenbruch der Armee erschien den Prager Politikern als die Gewähr für den Zusammenbruch des ganzen Reiches, und sie begannen unmittelbar nach der Schlacht — freilich verfrüht — mit den geheimen Vorbereitungen für den Empfang der siegreichen Russen. Diese konnten dann zwar nicht kommen — aber das Slawentum kehrte auch nicht mehr zu Habsburg zurück. Bei Lemberg blieb die Kraft und die Blüte des aktiven Heeres liegen und konnte nie mehr ersetzt werden. Das ist die völlig zureichende Rechtfertigung für alle Mängel, die in den folgenden vier Jahren an der k. u. k. Wehrmacht zutage traten.

Der Generalstabschef aber konnte von seiner Idee, in einem großen Schlage das russische Millionenheer abfangen zu wollen, nicht loskommen. So schrieb er im gleichen Sinne am 7. April 1915 an den General

von Falkenhayn, den deutschen Generalstabschef: „... Ich erlaube mir daher, der Erwägung Eurer Exzellenz nahezulegen, die nächsten deutschen Neuformationen einheitlich gegen Rußland zu verwenden, um hier die schon oft angestrebte und bisher noch nicht erreichte endgültige Überlegenheit zu erlangen und dann auszunützen, den Feind hinter die Weichsel-San-Dnjestr-Linie zurückzuzwingen. Für diesen Zweck hielt ich den Einsatz des Gros der Neuformationen beim deutschen Ostheer für geboten, um durch einen kräftigen Stoß die Bahulinien Warschau—Bialystok und Warschau—Siedlce—Wolkowysk im Rücken von Warschau zu sperren, während, das Festhalten der Karpathenfront vorausgesetzt, ein anderer namhafter Teil durch das südliche Ostgalizien im Verein mit der Südbarmee und der Armeegruppe Pflanzner-Baltin die linke Flanke des über die Karpathen vordringenden Feindes anzugreifen hätte. Nur durch gleichzeitiges Vorgehen von beiden Seiten der Niesenfront ist dies Ziel zu erreichen, und zwar mit dem geringsten Zeitaufwande. Dann hätten wir beide freie Hand für andere Ziele und vielleicht auch die Möglichkeit, mit Rußland zu einem Arrangement zu kommen.“ Also auch im Frühjahr 1915 wollte Conrad die ungeheure Umfassung der noch zahllosen russischen Divisionen ganz von hintenher durchführen — gestützt ganz allein auf die eingelesige Bahn über den Tatarenpaß nach Kolomea.

Am 13. April schrieb Falkenhayn an Conrad: „Euer Exzellenz wissen, daß ich eine Wiederholung des Versuches, die äußersten russischen Flügel zu umfassen, nicht für angezeigt halte. Ebenso wenig vorteilhaft scheint mir eine weitere Verteilung deutscher Truppen auf die Karpathenfront, lediglich um diese zu stützen. Dagegen möchte ich folgenden Operationsgedanken zu Ihrer Erwägung stellen, bemerke aber, daß ich ihn mit Rücksicht auf die dringend nötige Geheimhaltung selbst in meinem Stabe noch nicht habe bearbeiten lassen. Eine Armee

von mindestens acht deutschen Divisionen wird mit starker Artillerie hier im Westen verfügbar gemacht und auf Maczyn—Bochnia—Grybow abtransportiert, um dann auf der ungefähren Linie Gorlice—Gromnik in der allgemeinen Linie Sanok vorzustoßen... Vorbedingung für die Operation bleibt natürlich strengste Geheimhaltung... Ich setze voraus, daß E. C. ohne den Operationsplan preiszugeben, mit Ihrem ganzen Einflusse in Wien wirken werden...“ Conrad wollte also eine große Umfassung von Radworna aus, Falkenhayn wollte (erst am 13. April offenbarte er den Plan!) den Stoß bei Gorlice!

Wir haben auf österreichischer Seite die gleiche Tragik vor uns, daß der Generalstabschef durch die Jahre der Vorbereitung hindurch mit einem vermeintlichen Geniegedanken vollständig verwuchs — wie es in Deutschland der Fall war, wo Moltke, statt den 1896 beiseitegeschobenen Plan seines Großvaters wieder hervorzuholen, bei dem an dessen Stelle geschaffenen „Schlieffenplan“ verblieb. Dieser Plan aber wurde Deutschlands Untergang. Mag er militärisch großartig aussehen — er wird ja immer noch bewundert — er war dennoch ein ungeheuerlicher Wahngedanke, den das leiseste politische Verständnis der Regierung hätte zurückweisen müssen. 1870 hatte Frankreich, als es allein stand, nicht kapituliert, obwohl seine ganze Feldarmee und sein Kaiser gefangen waren, der Schlieffenplan aber nahm als sicher an, daß ein Frankreich, das mit dem für unüberwindlich gehaltenen Rußland verbündet war, nach einem Cannae seines ersten Aufgebotes sofort Frieden schließen würde, damit Deutschland ohne Verzug nach Osten marschieren könne! Und der Plan zwang zum Angriff auf Frankreich, das sogar als Angreifender 1870 die Sympathien der ganzen Welt gefunden hatte! Er zwang Deutschland zum Überfall auf Belgien, obwohl kein Staat der Welt mehr Ursache hatte, Völkerrechtsbrüche zu vermeiden, um nicht die Empörung aller Nationen gegen die Barbaren zu entflammen. Als Kaiser Wilhelm am 3. August den Angriff gegen Osten und die Grenzverteidigung im Westen befahl, da fiel Moltke in einen Weinkrampf, um seinen Willen durchzusetzen. An der Marne aber zerfiel sein Plan: wäre er glücklich, so hätte Frankreich sicher nicht kapituliert, denn am 5. September schon hatte es im Londoner Vertrag dem Sonderfrieden abgeschworen, die deutschen Heere hätten also das weite Frankreich erobern müssen, und nie wäre es dann möglich geworden, auch im Osten Krieg zu führen! Die Folgen des Planes aber blieben: der Fluch der ganzen Welt, die Macht der Propaganda, die zuletzt siegte, der § 231 von Versailles und der Verlust des ganzen Westgermanentums, der

TAGESPOST

nr.:

TAG:

Schweiz, Elsaß-Lothringens, Luxemburgs, der Blamen und der Holländer für den deutschen Einfluß, dem sie gewonnen gewesen wären, wenn Frankreich angegriffen hätte! Man frage sich nur, wie lange Frankreich imstande gewesen wäre, seine Armee zu vergeblichen Stürmen über die Grenze zu treiben!

Die Waage steht also gleich — die von den Generalstabschefs vorbereiteten Pläne brachten über beide Verbündeten das Verhängnis, über die Donaumonarchie schon im Anfange des Krieges bei Lemberg, über das Deutsche Reich durch das bittere Ende des vierjährigen Heldenkampfes. Der Österreicher soll den Gang der Ereignisse erkennen und verstehen, ohne sich durch falsche Vorstellungen von Feldherrngenie und Führungsprestige blenden zu lassen: dann steht seine Sache im großen und im kleinen gerechtfertigt und er vor der gemeinsamen deutschen Zukunft nicht als der Geringere da.

— 4 —

TAGESPOST (Graz)

№.:

TAG: 13. 6. 1928

Romarov und Lemberg.

Eine Erwiderung an Dr. Albert Ritter.

Der in der „Tagespost“ vom 10. Juni 1928 erschienene Artikel ist geeignet, die österr.-ung. Armee des Weltkrieges sowie den heldenmütigen Führer Conrad-Högendorf in ungerechter Weise herabzusetzen und darf deshalb nicht unwidersprochen bleiben. Daß in jedem Kriege Fehler gemacht werden, ist bekannt und hat seinen Grund darin, daß beide Teile gleichsam Kämpfer mit verbundenen Augen sind. Ebenso wenig läßt sich bestreiten, daß im Weltkrieg in der Führung sowohl auf deutscher wie österreichischer Seite und natürlich auch bei den Gegnern Fehler gemacht wurden, deren Beschreibung in sachlicher Weise nur von Nutzen sein kann. Wer die Seelenvorgänge eines Truppenkommandanten kennt, der ohne ausreichende Kenntnis der Situation beim Feind unter dem Drange des Augenblicks schwerwiegende Entschlüsse fassen muß, wird sich aber nur zu einer vorsichtigen und maßvollen Kritik herbeilassen.

Ob der Operationsplan des großen Molke, sich mit der Hauptkraft zuerst gegen die russische Armee zu wenden, besser gewesen wäre, als der wirklich durchgeführte Schlieffensche Plan, läßt sich schwer entscheiden. Für den ersteren spricht die Nähe der russischen Grenze von Berlin, welche eine baldige Bedrohung der Hauptstadt befürchten ließ, dagegen spricht, daß infolge der großen Räume eine rasche Besiegung der russischen Armee nicht anzunehmen war, so daß die englisch-französischen Armeen die Möglichkeit gehabt hätten, tief in Deutschland einzudringen, bevor ihnen die deutsche Hauptkraft entgegengestellt werden konnte. Welchen Plan man wählt, ist nicht so wichtig, wie, daß der gewählte Plan gut durchgeführt werde. Und da muß gesagt werden, daß der Schlieffensche Plan bei der Durchführung verwässert wurde. Der rechte westliche Flügel wurde zu schwach gehalten und noch mehr geschwächt durch die Entnahme jener Kräfte, welche im September 1914 zum Schutze Ostpreußens dahin entsendet wurden.

Der zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland vereinbarte Operationsplan zur Bekämpfung der russischen Armee zu Beginn des Krieges war auf einer Voraussetzung aufgebaut, die im Ernstfalle nicht eintraf, nämlich der Annahme, daß die russische Hauptkraft über Warschau gegen Berlin vordringen werde. Hiernach sollte die deutsche Armee von Ostpreußen gegen den rechten (nördlichen) Flügel der Russen, die österreichische Armee gegen den linken (südlichen) Flügel vorstoßen, beide in der DIRECTION gegen Siedlce, östlich von Warschau. Dieser schon in den Friedenselaboraten festgelegte Plan wurde im Ernstfall deshalb undurchführbar, weil die schwache deutsche Armee in Ostpreußen die beiden gegenüberstehenden russischen Armeen nicht ignorieren konnte und weil die russische Hauptkraft aus dem Raum Lublin-Brodh-Tarnopol gegen die österr.-ung. Armeen bei Lemberg vorging.

Hierüber war man im österr. Hauptquartier ebenso wenig orientiert wie darüber, daß die russischen Armeen sich schon seit Monaten gegen Westen verschoben hatten und bei Kriegsausbruch fast kriegsbereit an den Grenzen standen. Es war dies ein großes Versäumnis des militärischen und diplomatischen Rundschaftsdienstes. Bei dieser irrigen Auffassung der Sachlage, in der Hoffnung, auf den noch in der Mobilisierung begriffenen Gegner zu treffen, nach dem Grundsatz, daß die beste Verteidigung der Angriff sei, faßte Conrad den heroischen Entschluß, am vor-gesetzten Plan festzuhalten und gegen Lublin vorzustößen, bei Dedung gegen den Raum Brodh-Tarnopol.

Dieser Plan konnte angesichts der Situation und bei der großen Überlegenheit der Russen nicht gelingen, aber wer wollte Conrad tadeln, daß er den Lehren folgte, welche die großen Feldherren aller Zeiten uns gegeben haben? Hiedurch und durch die errungenen Siege bei Krasnik und Romarov steigerte Conrad den kriegerischen Geist und das Selbstvertrauen der österr.-ung. Truppen auf das höchste, imponierte dem Gegner und legte den Grund zu den späteren Siegen wie zum Zusammenbruch der russischen Armeen. Er erfüllte die ihm gestellte Aufgabe, Zeit zu gewinnen bis der Sieg im Westen errungen wäre, zog die russische Hauptkraft auf sich und deckte dadurch auch Berlin. Daß dabei die österr.-ung. Armee die Hälfte ihres Standes einbüßte, ist richtig, aber ohne Opfer kann man keinen Erfolg erringen. Nach alledem fällt es dem unparteiischen Kritiker schwer, Conrads Entschluß unbedingt zu verwerfen. Ein vorsichtigerer Feldherr hätte sich auf die Defensive verlegt, etwa in den Karpaten und am San; ob dies zu größeren und namentlich zu den moralischen Erfolgen geführt hätte, ist fraglich. Von einer Dementia, Berrücktheit zu reden, ist nur jemandem möglich, der hinterher nach dem Erfolge urteilt und der die Verhältnisse des Krieges, namentlich die moralischen Potenzen nicht kennt. Daß bei der Durchführung dieses Entschlusses Fehler gemacht wurden, soll nicht abgeleugnet werden, und wer Conrads edlen Charakter kennt, wird wissen, daß er eine sachliche Kritik nicht zurückgewiesen hätte. So muß es als ein Fehler betrachtet werden, daß Conrad, nachdem er die Nachricht von dem Vormarsch einer feindlichen Armee über Tarnopol gegen seine rechte Flanke erhalten hatte, daraus nicht die richtigen Konsequenzen zog, daß er der dritten Armee Brudermann das 14. Korps wegnahm und zur vierten Armee Aussenberg dirigierte, daß er Brudermann anwies, offensiv vorzugehen, und Aussenberg, den geschlagenen Gegner zu verfolgen. Es war dies ein fehlerhafter Kalkül und eine Überschätzung der eigenen Kraft, die sich bitter

rächte. Der Geist der Offensive kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, aber den Angriff als ein Arcanum für alle Fälle hinzustellen, ist nicht richtig. Diese Lehre war in den letzten Jahren vor dem Krieg der Armee beigebracht worden, hob ihren Geist und ihr Selbstvertrauen, führte aber zu Beginn des Krieges stellenweise zu großen unnötigen Verlusten.

Die großen Verluste der österr.-ung. Armee in den Einleitungskämpfen des Weltkrieges hatten zum Teil in diesen Verhältnissen, wie in der Unkenntnis der Kampfweise des Gegners und dessen überlegener Artillerieausrüstung ihren Grund. Es ist aber ganz unrichtig und muß auf das schärfste zurückgewiesen werden, deshalb von einer Unzulänglichkeit der österr.-ung. Armee während des ganzen weiteren Krieges zu sprechen. Daß die österr.-ung. Armee an manchen Stellen durch deutsche Truppen gestützt werden mußte, war in der

Übermacht der Feinde begründet. Es war die höchste Kunst der Kriegführung, die Reserven bald da, bald dort einzusetzen und so seine Kräfte zu vervielfältigen. Nur dadurch war es möglich, durch vier Jahre auf fünf Kriegsschauplätzen den Krieg mit Erfolg zu führen. Wenn sich im Verlauf des Krieges bei der österr.-ung. Armee hier und da Mängel zeigten, so hatte dies seinen Grund in den ungünstigen Verhältnissen der Friedensorganisation wie in den unglücklichen nationalen und sozialen Verhältnissen, Verhältnisse, die schließlich — wie auch in der deutschen Armee — zum Zusammenbruch führten. Trotzdem hat die österr.-ung. Armee alle ihre Aufgaben erfüllt und durch ihren heldenmütigen Kampf auf fünf Kriegsschauplätzen das Vaterland vor der Invasion des Feindes gerettet!

Ob Aussenberg an Conrads Stelle den Krieg besser geführt hätte, darf bei aller Wertschätzung Aussenbergs bezweifelt werden. Conrad war, was den Charakter anbelangt, der größere und tüchtigere. Die leichtsinnige Unterstellung aber, er hätte die Entfernung Aussenbergs aus egoistischen, neidischen Rücksichten veranlaßt, muß auf das schärfste zurückgewiesen werden. Die Enthebung Aussenbergs vom Armeekommando erfolgte auf Antrag des Armeeeberkommandanten Erzherzogs Friedrich, trotz der Einsprache Conrads, aus privaten, dynastischen Gründen.

Der Weltkrieg hat Deutschland und Österreich vor eine so schwierige Aufgabe gestellt, daß nur ein großer, genialer Feldherr, bestraft mit dem einheitlichen Oberbefehl, imstande gewesen wäre, den entscheidenden Sieg zu erringen. Fehler sind auf beiden Seiten gemacht worden. Lernen wir aus ihnen durch sachliche Kritik, aber vermeiden wir es, diejenigen zu verunglimpfen, die in schwerer Zeit ihr Bestes einsetzten, dem Vaterland zu dienen. Reichen wir uns die Hände, um unser geeintes Volk emporzuführen zu jener Höhe, die es verdient.

Rud. Chavanne, Gen. d. Inf. d. R.

14. Sept. 1928

Ein Generalstabswerk über den Weltkrieg.

Darstellung auf Grund der amtlichen Aktenbestände.

Nachdem bereits fast alle kriegsführenden Staaten offizielle Darstellungen auf Grund des amtlichen Aktenmaterials über den Verlauf der einzelnen militärischen Operationen während des Weltkrieges herausgegeben haben, wird nunmehr auch das österreichische Kriegsarchiv ein ähnliches Werk fertigstellen. In einer gestern unter dem Vorsitz des Sektionschefs General Schiebel im Seeresministerium abgehaltenen Presskonferenz gab der Direktor des Kriegsarchivs Hofrat Glaise-Horskenau einen Überblick über den Inhalt des Werkes. Zunächst betonte er, daß die ganze Darstellung durchaus wissenschaftlich fundiert sein werde, jedoch die Absicht bestehe, das Thema trotzdem so populär wie möglich auszuführen, damit das Werk auch für den nicht militärisch geschulten Leser klar verständlich bleibe. Wie Hofrat Glaise-Horskenau bemerkte, wurde anfangs der Plan in Erwägung gezogen, bloß die Geschichte der deutschösterreichischen Seeresteile zu schreiben, ein solcher Vorschlag mußte aber aus wissenschaftlichen Gründen abgelehnt werden, da nur eine geschlossene Darstellung der Kampfhandlungen der gesamten österreichisch-ungarischen Armee ein objektiv klares und verständliches Bild von den militärischen Vorkommnissen geben kann. Als Aktenmaterial für den Aufbau des Werkes stehen 50.000 bis 60.000 Faszikel der Armee im Felde zur Verfügung.

Schon in den letzten Tagen des Weltkrieges beschäftigte man sich in amtlichen Kreisen mit der Frage der Herausgabe eines derartigen Generalstabswerkes. Der äußere Umfang wurde damals auf ungefähr 20 Bände abgeschätzt. Für eine derartig breite Darstellung sind natürlich heute nicht die Voraussetzungen gegeben, übrigens muß auch bemerkt werden, daß bei der Natur des Krieges, der auf vielen Schauplätzen in einem langwährenden Stellungskampf versandete, sich öfter Wiederholungen und Gleichartigkeiten ergaben, die die Lebendigkeit der Darstellung beeinträchtigen mußten.

Eine zweite Frage, mit der sich das Kriegsarchiv beschäftigte, war das Problem, bis zu welchem Truppenverband hinabgegangen werden solle. In dieser Hinsicht muß man auch auf die bereits erschienenen Generalstabswerke der ehemaligen Kriegsgegner Rücksicht nehmen, die in der Regel nur bis zu den Operationen der Divisionsverbände hinabgehen. Durch diese Art der Darstellung wird viel Raum gewonnen, und das ganze Werk wird lebendiger, zumal man auch dank den Veröffentlichungen der italienischen, serbischen und russischen Kriegsakten Zug um Zug die kriegsmäßigen Operationen verfolgen kann.

Außer der geistigen Arbeit der Führung sollen aber auch die psychischen Erlebnisse und die physischen Opfer des einfachen Soldaten wahrheitsgetreu und ohne jede Schönfärberei geschildert werden.

Wie Oberst Schubert, der mit dem Verlage des Werkes vom Seeresministerium betraut wurde, ausführte, soll der erste Band, der ungefähr 800 Seiten enthalten wird, in Bände erscheinen, weshalb die Frist zur Subskription mit Ende September beendet werden muß. Bei Vorausbestellung beträgt der Preis 25 S., der auch in kleineren Teilbeträgen erstattet werden kann, um den Anlauf des Werkes möglichst vielen Kriegsteilnehmern und andern Interessenten zu ermöglichen.

DER KAMPF

Nr.: 19.21/10

TAG: Oktober 1928

511

Herausgeber nur für den wissenschaftlichen Wert des Werkes verbürgt, so muß man nach dem Studium des Buches, das der Strafrechtslehrer der Leipziger Universität Franz Exner hier geschrieben hat, sagen, daß der Verfasser wohl von dem Rechte der „vollen Freiheit“ Gebrauch gemacht hat, daß aber der wissenschaftliche Wert zuweilen recht strittig ist. Exner untersucht die Wirkungen, die der Weltkrieg auf die Kriminalität der österreichischen Bevölkerung in den Kriegsjahren und in den unmittelbaren Nachkriegsjahren bis zum Jahre 1923 gehabt hat. Einen großen Teil des Buches nehmen Zeitungsartikel und willkürliche Schlussfolgerungen ein, die der Verfasser aus diesen Artikeln zieht. Wenn erklärt wird, daß die Zeitungsfälle „der Presse zweier entgegengesetzter politischer Richtungen entnommen seien“, so scheint es dem aufmerksamen Leser doch, daß hier alle dummen Schauer geschichten der Nachkriegsjahre aus der bürgerlichen Presse zusammengetragen wurden und der wissenschaftliche Wert des Buches verflüchtigt sich in dem Maße, als man die Absicht und die Gesinnung des Verfassers merkt.

Für Exner sind die Verbrechen zum größten Teil eine rein ethische Angelegenheit; er ist sich der sozialen Zusammenhänge des Verbrechens nur oberflächlich bewußt. So führt er die Verminderung der Verbrechen in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch darauf zurück, daß diese Zeit „nicht eine Zeit des Verbrechens, sondern eine Zeit der sittlichen Erhebung war“. Er muß aber gleichzeitig zugeben, daß „der Beweis für diese Tatsache freilich schwer zu erbringen“ ist. Nun findet der Rückgang der Verurteilungen vor den ordentlichen Strafgerichten wegen Verbrechens, die im Jahre 1915 auf ein Drittel des Jahres 1913 zurückgegangen sind, seine Erklärung hauptsächlich darin, daß die für die Kriminalität wichtigsten Altersklassen der Männer zu Kriegsdiensten eingezogen waren und in der Überweisung gewisser Straftaten an die Militärgerichte. Es beginnt in den nachfolgenden Kriegsjahren ein Anwachsen der Kriminalität in dem Maße, als die wirtschaftliche Not, die Teuerung der Lebensmittel und die Warenknappheit immer mehr zunehmen. Dafür spricht einwandfrei die Tatsache, daß die Verbrechen der Frauen, deren Zahl nicht durch Einrückung verfälscht ist, enorm gestiegen sind. Das ungeheure Elend und der ganze Jammer der Kriegsjahre und der Nachkriegszeit sprechen aus diesen Ziffern. In den drei Vorkriegsjahren (1910 bis 1913) haben Verbrechen begangen durchschnittlich im Jahre:

Männer	8024
Frauen	1061
Im Jahre 1918 finden wir verurteilte	
Männer	6852
Frauen	4245

Am erschütterndsten ist die Tatsache, daß von diesen 4245 verurteilten Frauen 3375

Krieg und Kriminalität.

Franz Exner. „Krieg und Kriminalität in Österreich.“ Carnegie-Stiftung, Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Bölder-Pichler-Tempsky, Wien 1927.

Im Rahmen der Carnegie-Stiftung „für den Weltfrieden“, dieser Institution des bekannten Dollarmillionärs, wurden in den einzelnen kriegführenden Ländern die Wirkungen erforscht, die der Weltkrieg auf die Kriminalität der Bevölkerung während des Krieges und in der Nachkriegszeit gehabt hat. Wenn der Genera herausgeber Howell in seinem Vorwort erklärt, daß für die Monographien die einzelnen Verfasser volle Freiheit haben, während sich der

das Verbrechen des Diebstahls begangen haben. Die Zahl der wegen Verbrechen des Diebstahls verurteilten Frauen steigt in den Jahren 1920 und 1921 auf zirka 5000 im Jahre.

Die Zahl der Verurteilungen wegen Fruchtabtreibung steigt vom Jahre 1919 von 50 allmählich bis zum Jahre 1923 auf 460. Dazu kommt, daß die Steigerung dieser weiblichen Kriegskriminalität ausschließlich die jungen Jahrgänge der Frauen bis zum 30. Lebensjahr erfährt.

Bernichtend sind die Zahlen, die uns die Wirkungen des Krieges auf die Jugend zeigen. Die Kriminalisten Höpfer und Kadečka wissen als reine Formaljuristen nicht genug von der Verwahrlosung der Jugend zu erzählen. Die Statistik dieses Buches aber zeigt deutlich, daß nahezu alle Delikte, insbesondere die Verurteilungen wegen aller Art Gewalttätigkeiten trotz dem verrobbenden Beispiel des Krieges bei den Jugendlichen in den Kriegsjahren sogar im Verhältnis zu den Friedensjahren zurückgegangen sind. Nur der Diebstahl, dieses Verbrechen der Not, hat in den Kriegsjahren und insbesondere in den Nachkriegsjahren eine ungeahnte, erschreckende Höhe erreicht. Die Verurteilungen Jugendlicher wegen Verbrechen des Diebstahls betragen für das Gebiet von Neu-Osterreich im Jahre

1913	1009
1915	1275
Sie steigen im Jahre	
1916	1971
1917	2664
1918	3692
1919	5518
1920	7809

Von 1921 an fallen die Zahlen, im Jahre 1923 sind es 3070 Verurteilungen wegen Diebstahls.

Hier gibt Egner ein anschauliches Bild der Ursachen dieser traurigen Erscheinungen. Die Veränderungen im Hause: der Vater eingerückt, die Mutter erwerbstätig, die Kinder aufsichtslos. Er bespricht ausführlich den Antrag, den Glödel im Jahre 1918 im Unterausschuß des Abgeordnetenhauses über die Kriegsschäden in den Volkshäusern und Bürgerschulen eingebracht hat und den mit dem Antrag zusammenhängenden Bericht über den Verfall des Schulwesens: die militärische Einberufung der Lehrer, die Verwendung vieler Schulgebäude zu Militärzwecken usw. Drei Vierteln der Schulkinder fehlte die allernotwendigste Nahrung, die Anhaltung der Schulkinder zu den Metall-, Woll- und Kautschutsammlungen, die Prämien, welche die Kinder erhielten, wenn sie Mitglieder zum Roten Kreuz und zur Zeichnung von Kriegsanleihe anwarben, die Verwendung von Kindern zur Fabrikarbeit und von jungen Mädchen zur Nachtarbeit — alle diese verheerenden, demoralisierenden Wirkungen des Krieges werden in Erinnerung gebracht. Berichte über Gerichts-

verhandlungen gegen Jugendliche ergänzen das traurige Bild. Gerade die zahllosen Lebensmitteldiebstähle der Jugendlichen beweisen, daß der junge Mensch, der eben mehr Hunger hat, begreiflicherweise seinen Trieb, sich satt zu essen, weniger beherrschen kann. Für die österreichischen Rechtsgelehrten sprechen nur die nackten Ziffern der Verurteilungen; sie betreiben ihre Wissenschaft unbelümmert um die sozialen Bedingungen der Verbrechen.

Leider endet die Statistik mit dem Jahre 1923; schon in diesem Jahre zeigt sich eine starke Abwärtsbewegung. Die Kurve fällt zweifellos, trotz der wirtschaftlichen Not der österreichischen Arbeiterbevölkerung, bis zum Jahre 1928 weiter. Die Statistik für diese Jahre, die schon zum Teil erschienen ist, wird sehr lehrreich sein. Die Erziehungsarbeit der sozialdemokratischen Jugendbewegung, die auch den Kampf gegen den Alkohol erfährt, das soziale Wert der Gemeinde Wien und die neue Schule, müssen letzten Endes auch darin zum Ausdruck kommen, daß die jungen, heranwachsenden Arbeiter der drohenden Gefahr des Verbrechens weniger unterliegen.

In einem dankenswerten Kapitel bespricht der ehemalige Oberstaatsanwalt Professor Leleber die Verbrechen der Militärpersonen im Kriege. Die Greuel der Feldjustiz kommen in Erinnerung. Im Feldverfahren konnte beinahe ausschließlich das Standrecht und somit die Todesstrafe auf alle Verbrechen gesetzt werden. Todesstrafe wurde beispielsweise wegen Majestätsbeleidigung, wegen Diebstahl und Veruntreuung über 1000 Kronen verhängt. Standrechtlich verurteilt wurden während des Krieges 754 Militärpersonen der österreichischen Armee. Von diesen 754 Verurteilten wurden 13 wegen des Alters von nicht über 20 Jahren statt zum Tode zu Freiheitsstrafen verurteilt und vier zu Freiheitsstrafen begnadigt, so daß die Todesstrafe an 737 Menschen vollzogen wurde. Aus dem vorliegenden Zahlenmaterial der übrigen Militärgerichtsbarkeit ergibt sich, daß auch bei den Soldaten 50 Prozent aller Verurteilungen wegen Diebstahl und ungefähr 30 Prozent wegen Desertion erfolgten. Interessant ist die Tatsache, daß auf je 100 nichtmilitärische Verbrechen von Militärpersonen 269 Prozent auf Vorbestrafte entfielen, während gleichzeitig über ein Drittel der im Felde ausgezeichneten ebenfalls vorbestraft war. Leleber bespricht auch die Streiks in den militärischen Betrieben und die dadurch begangenen Verbrechen der „Meuterei“. Der Streik im Braunkohlenwerk Seegraben endete mit der Bestrafung von 19 Arbeitern mit Kerkerstrafen bis zu dreieinhalb Jahren. Wir erfahren weiter von der Revolte der Häftlinge im Garnisonsarrest Wien wegen Verkürzung der Brotration. 105 Häftlinge wurden angeklagt; die Verhandlung war auf den 6. November 1918 angeordnet und — entfiel.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Bücher.

513

die Justiz der k. k. Monarchie war bereits zu Ende. Auch die Tätigkeit der nach dem Umsturz eingesetzten Kommission zur Verfolgung von Pflichtverletzungen, militärischer Organe im Kriege wird geschildert und es ist schon gut, wenn man Fälle in Erinnerung bringt wie zum Beispiel den, daß ein Feldmarschall-Deutnant auf Grund einer kurzen schriftlichen Meldung, daß drei Soldaten in Feindesnähe in betrunkenem Zustand mutwillig herumgeschossen hatten, diese ohne jedes Verfahren niederstrecken ließ, obwohl das Militärgericht unmittelbar verfügbar war.

Der Teil des Buches jedoch, in welchem der Verfasser die „Delikte gegen den Staat“ bespricht, ist kaum mehr als ein schlechtes Feuilleton. Hier verliert die Arbeit vollständig ihren wissenschaftlichen Charakter; man gewinnt vor allem den Eindruck, daß der Verfasser während dieser Zeit gar nicht in Österreich gelebt hat, sondern aus schlecht zusammengestoppelten Zeitungsartikeln feuilletonistische Wissenschaft betreibt.

Was soll man dazu sagen, wenn Erner über den Prozeß gegen Friedrich Adler nichts klügeres zu sagen weiß, als daß der sozialdemokratische „Abgeordnete“ (Friedrich Adler war nebenbei bemerkt damals gar nicht Abgeordneter) in der Gerichtsverhandlung von den Sachverständigen „für geistig minderwertig aber verantwortlich erklärt wurde“.

In voller Unkenntnis bezeichnet der Verfasser die Schüsse gegen das Parlament am 12. November 1918 als den „ersten, von einer

kleinen Gruppe unternommenen schwachen Versuch, die proletarische Diktatur nach russischem Muster für Österreich durchzuführen“.

Überhaupt wirkt die Beurteilung einer Revolution vom Standpunkt der Strafgesetzbuchparagraphen, des Hochverrats, des Aufstandes und der Störung der öffentlichen Ruhe nur komisch. Dann aber bekommt man vom Verfasser auch neuartige Informationen. Man hört hier ganz neue Dinge. „Volksaufläufe, Hungerkrawalle, Plünderungen von Lebensmittelmagazinen, Hausfriedensbruch und Raub in privaten Häusern sind geradezu an der Tagesordnung“... „so kam es immer wieder zu Kämpfen mit der Volkswehr, Gendarmerie und Polizei, vorausgesetzt, daß diese Schutzorgane überhaupt stark genug waren, mit Energie einzugreifen“... „Bürgermeister und Richter werden mißhandelt.“... „Österreich hat sich in den Jahren des Zusammenbruches den Ruf erworben, Eldorado des internationalen Verbrechertums zu sein.“

Das ist so eine Blütenlese „der Wissenschaft“, in der sich grobe Unwissenheit mit reaktionärer Gesinnung paart.

Solange der Verfasser Statistiken darstellt und sachlich erörtert, ist das Buch interessant und wichtig. Aber dort, wo die Wiener bürgerliche Presse das Material und der Herr Professor seine politische Gesinnung beisteilen, ist das Werk lediglich ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Wissenschaft.

Otto Geißl.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 310

TAG: 8. 11. 1928

Der geschändete Krieg.

Von Dr. Albert Ritter.

Die 26 am Ende des Weltkrieges „Alliierten und Associierten“ Staaten begehen nun die Zehnjahrfeier ihres Sieges. Wir werden vernehmen, auf welche Art sie dabei des Gegners gedenken, der schließlich vorhanden sein mußte, damit sie die großen Sieger werden konnten. Vielleicht kündet sich doch eine Wendung der Geister, die nun seit vierzehn Jahren in einer schmachvollen Verirrung liegen, der führenden Geister namentlich, die für die Haltung der Nationen vor der Geschichte verantwortlich sind, zumindest in einem Wandel der Auffassung an, die bisher über den vierjährigen Krieg das Dunkel häßlicher Verurteilung breitet.

Schicken wir voraus, daß der Weltkrieg in wirksamstem Ausmaß zur Belehrung der Menschheit diente, in dem Sinne, daß er zeigte, wie schlecht es sich lohnt, einen Krieg zu führen. Der Sieger trägt an den Folgen ebenso schwer wie der Besiegte, und am Ende haben beide sich zum Vorteil eines Dritten verblutet. Der Krieg hat so viel Schlamm aus den Tiefen der Menschheit aufgewühlt, daß es langer Zeit bedurfte, bis einigermaßen Gesetz und Recht und Sitte wieder als notwendige Normen zu Ehren kamen. Von Zufällen in den Entschliessungen der Führer hing es ab, ob diese oder jene Partei die Oberhand behielt und wenigstens äußerlich als der Gewinner dastand. Erwägungen solcher Art könnten in aller Zukunft für die Lenker der Völker und Staaten schwerwiegend genug sein, daß sie den Krieg als Mittel der Politik außer Berechnung stellen.

Einen Betrug aber begeht die Menschheit an sich selbst, wenn sie den Weltkrieg an sich zu einem abstoßenden Schandmal ihrer Geschichte macht. Er hat uns seine furchtbaren Lehren und Warnungen erteilt, gut, aber er war nicht an sich lediglich ein Greuel, er war

vielmehr der wichtige Abschluß einer vieltausendjährigen Vergangenheit, aus deren Größe wir geistigen Gewinn ziehen, wenn wir auch ihre Denkart nicht mehr teilen wollen. In dieser Vergangenheit war der Krieg nicht geächtet und nicht verachtet, er hatte im Bewußtsein aller Völker seinen Ruhm und seine Ehre, er war anerkannt als ein mächtiger Hebel der allgemeinen Entwicklung, ja als der Vater aller Dinge. Wenn wir ihn heute in den Pfuhl der Verbrechen schleudern, so ist es doch ein Gebot, daß wir ihm seiner Würde in der Vergangenheit nicht berauben.

Der Weltkrieg zumal muß vom Standpunkte eines ruhigen historischen Urteils aus als einer der, nach dem Maßstabe der bis zu seiner Zeit geltenden Anschauung, gerechtesten Kriege anerkannt werden, die jemals geführt wurden. In dem prachtvollen Zweikampf, den 1870—71 die zwei kriegstüchtigsten Völker der Welt gegeneinander schlugen, mußte die Gerechtigkeit es verurteilen, daß der französische Machthaber aus Ruhmgier und Vorherrschaftswahn sein Volk auf das Schlachtfeld trieb, er konnte den Krieg nicht als eine geschichtliche Notwendigkeit verantworten. Im Weltkrieg aber stießen in Wirklichkeit geschichtliche Notwendigkeiten aufeinander, die jede der beteiligten Führungen und der Nationen selbst als gerecht empfanden und anerkannten. Rußland war nach den Anschauungen der Vergangenheit berechtigt, im Namen des Panlawismus zur Befreiung der blutsverwandten Völker, die sich als unterdrückt erklärten, einen Kampf aufzunehmen, und nicht weniger erfüllte es ein Gebot seiner Geschichte, wenn es den Eroberungszug nach Konstantinopel antreten wollte. Serbien hatte alles natürliche Recht für sich, wenn es nach dem Vorbild Piemonts und Preußens die staatliche Einigung des Südslawentums

erstrebte und bereit war, sie mit allen Mitteln zu erkämpfen. Frankreich durfte sich jeder Möglichkeit bedienen, um seine Departements am Rhein, die ihm nach der tiefsten Überzeugung seines ganzen Volkes wider alles Recht geraubt worden waren, zurückzuholen. Elsaß-Lothringen selbst ließ ihm keinen Zweifel, daß die Wiedervereinigung mit dem Mutterland sein höchster Wunsch wäre, England endlich stand unter dem Geßel seiner Überlieferung, aus dem seine Größe erwachsen war: daß es jeden emporstrebenden Rivalen, der seine See- und Handelsvorherrschaft gefährden konnte, mit Hilfe einer sicheren Koalition niederringen mußte. Jeder dieser Kriegsgründe war nach der allgemeinen Auffassung, die im ganzen Laufe der Geschichte bis 1914 Geltung hatte, gerecht und konnte vor dem Richterstuhle der Menschheit verantwortet werden.

Auf der Seite der von dem vereinten Kriegswillen der genannten vier Mächte eingekreisten und zum Entscheidungskampfe gezwungenen Mittelreiche lag das Recht nach historischem Urteil natürlich noch klarer: sie standen in der Verteidigung, in der Notwehr. An Österreich-Ungarn trat die Frage heran, ob es seinen vierhundertjährigen Bestand einfach den Gewalten preisgeben wolle, die ihren Spielraum für neugestaltende Kräfte forderten oder ob es mit dem Recht jedes Organismus sich kämpfend behaupten wolle. Deutschland stand nach Westen einerseits der Prüfung gegenüber, die jeder Neuling zur See bisher im Kampfe mit England hatte auf sich nehmen müssen, und anderseits dem Gebote, ein Land als Besitz zu verteidigen, das ihm nach seiner Überzeugung rechtmäßig, als altes deutsches Volksgut zu eigen war. Es hätte 1914 nur wenige Stimmen im Reiche gegeben, die nicht den Kampf bis zum letzten für Elsaß-Lothringen als gerecht anerkannt hätten. Nach Osten aber kämpfte Deutschland nach dem Gebote Bismarcks, das ihm die Erhaltung der Donaumonarchie im eigener Lebensinteresse zur Pflicht gemacht hatte.

Jedenfalls: der Weltkrieg, der letzte Krieg, dem noch keine Verfehlung des Kriegsgedankens an sich vorausgegangen war, ist vom Standpunkt beider Parteien aus ein gerechter Krieg gewesen, wie kaum ein anderer vor ihm durch den ganzen Lauf der Geschichte. Für alle Parteien war er eine unausweichliche geschichtliche Notwendigkeit. Er mußte nach der Lage der Dinge ausbrechen, so bald die letzte Probe auf den Bestand der Donaumonarchie unter der Wirkung der gegen sie schon lange in Empörung geratenen Kräfte unaufschiebbar wurde.

Der Weltkrieg war von der Seite der Angreifer her so geplant, daß er nach menschlichem Ermessen ein rascher, sozusagen fast schmerzloser Krieg hätte werden müssen. Die ungeheure Überlegenheit der Massen, über die die Entente gebot, und dazu die englische Blockade, die Mitteleuropa von aller Zufuhr absperren sollte, ließ, wie Grey noch bei der Kriegserklärung glaubte, das bevorstehende Ringen wie einen kurzen Waffengang erscheinen, in dem der rasch Besiegte alsbald die vermittelnde Hand Englands werde ergreifen müssen. Vierzehn Tage nach Kriegsausbruch

erst erkannte die Welt, welche unermeßliche Volkskraft, einer Naturgewalt vergleichbar, da herausgefordert worden war. Jetzt begann das Schauspiel eines Heldentums auf beiden Seiten, vor dem alle Epöpen der Weltgeschichte zu Nichtigkeiten wurden, das Schauspiel eines Ringkampfes, der die größten Nationen zu den wunderbarsten Leistungen der Tapferkeit, des Todesmutes, der Ausdauer, der Kraftentfaltung emportrieb. Im letzten Krieg, der noch als gerechtes Mittel der Politik eine ganze Menschheitsperiode abschloß, haben die kämpfenden Nationen die schönsten Tugenden männlichen Kriegerturns, die Jahrtausende als das Höchste galten, in erhabensten Glanze geoffenbart. Mag hinter

den ringenden Fronten ein noch so endloses Meer von Niedertracht aus den Tiefen der Völker hervorgequollen sein, der Heldenkampf selbst wurde zu einer unvergleichlichen Offenbarung menschlicher Größe.

Einig mit allen Wünschen, daß der Krieg fortan aus der Zukunft der Menschheit verschwinde, weil er ein ganz untaugliches Mittel ist, wirkliches Recht zu schaffen, weil seine verderblichen Wirkungen vielfach überwiegen, muß man es doch als eine Schmach kennzeichnen, daß der Weltkrieg im ganzen seiner Ehre und Größe durch die wüste Herrschaft der Lüge entkleidet wurde, die vom ersten Tag an einsetzte, als der Gebrauch dieser häßlichen Waffe noch gar nicht durch die unerwarteten Schwierigkeiten des Siegeslaufes auf Seite der Entente einigermaßen verständlich geworden sein konnte. Mit der Lüge, daß es um Belgiens willen in den Kampf gehe, einer Lüge, die jetzt durch Lord Morley endgültig entlarvt wurde, begann England den Krieg zu schänden, mit der noch frecheren Lüge, daß sie, die Unterjocher der Buren, Ägyptens, Marokkos, an der Seite des Zaren der Welt die Freiheit bringen müßten, fuhren die Westmächte fort, alle Überlieferungen kriegerischer Ehre in den Kot zu treten. Und zuletzt war das große Ringen nur mehr ein Trauerspiel, in dem Helden ohne Zahl und Völker nach Tugenden das Schicksal erlitten, durch die Lüge besiegt zu werden oder nicht durch ihr

Heldentum, sondern durch die Macht der Lüge zu siegen. Mit dem schandvollsten Betrug schloß der Kampf der Waffen ab, in dem zehn Millionen Männer in ehrlicher Überzeugung das Leben geopfert hatten, man entrang einem unbefiegligen Volke die Waffen unter der feierlichen Zusage, daß es damit einen gerechten Frieden gewinne, und legte ihm dann, sich wider das eigene Wissen auf die greulichste Lüge stützend, ein Joch der Schande und der Sklaverei auf.

Nicht daß sie den Weltkrieg führte, gereicht der Menschheit und ihrer Kultur zur Schande, ebenso wenig als jemand in einem früheren Krieg eine Selbsthändung der Zeit-epoche erblickt hatte. In diesem Kampfe hat unser Geschlecht eine Periode der Geschichte in so erhabener Größe abgeschlossen, daß es auch darin über aller Vergangenheit steht: eine Schande ist es nur, daß dieses Geschlecht zugleich die eigene Größe in einem Meere von Lügen bearub.

TAGESPOST (1942)

Nr.: 340

TAG: 5. 11. 1942

Die Ehre der zehn Millionen Toten, die nach den Geboten altererbter heldischer Gedanken für ihre höchsten Güter ihr Leben geopfert haben, erfordert es, daß man allen Erniedrigungen des großen Völkerrings Halt gebiete, daß man, gerade wenn es „der letzte Krieg“ gewesen sein soll, ihm Ehrfurcht zolle. Es wird zwar nicht der letzte Krieg gewesen sein, aber sicher der letzte, der Ehrfurcht verdient.

TAGESPOST (Graz)

NR.: TAG: 11. 11. 1928

Nach Falkenhayns Sturz sein Aufstieg.

Das „Neue Wiener Journal“ brachte aus der Feder Viktor von Koerbers unlängst einen Artikel, der den Sturz Falkenhayns von einer Seite beleuchtet, die der Öffentlichkeit bisher unbekannt war, wozu das interessante Archiv Arnold Rechbergs die Unterlagen bietet. Aus diesen Darstellungen geht mit Deutlichkeit hervor, welche machtvollen Faktoren am Werke waren, um den bisherigen Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres zu stürzen, der solange das Vertrauen seines Obersten Kriegsherrn genossen hatte.

Freilich in der Armee scheint dieses Vertrauen nie sehr groß gewesen zu sein und ging so ziemlich gänzlich verloren, als die mit enormen Mitteln an Menschen und Kriegsmaterial angelegte „Hauptaktion“ auf Verdun ihr erfolgloses Ende gefunden, eine Aktion, von der sich Falkenhayn nicht weniger versprochen hat als einen Durchbruch des starren Befestigungsnetzes an Frankreichs Ostfront, ein Erfolg, der, wäre er ihm beschieden gewesen, ihn in die Lage versetzt hätte, den Strom der bei Verdun angesammelten deutschen Kräfte durch das geschlagene Loch gegen Paris zu leiten und damit die ganze französische Front aufzurollen. Wäre der Coup geglückt, wäre Verdun gefallen, so hätte es wohl keine Macht gegeben, die Falkenhayn den „Leichtsinn“ nicht verziehen hätte, mit dem er nach dem so ziemlich allgemeinen Urteil in der Armee seine Hauptaktion auf Verdun unternommen haben soll. Wer Falkenhayn gekannt hat, muß allerdings zugeben, daß er ein gewisses Quantum von leichtem Sinn besaß, vielleicht tatsächlich zu viel, um eine Aktion wie jene von Verdun mit der nötigen Gründlichkeit vorzubereiten, jedenfalls aber gerade genug, um in der Folge als Armeekommandant, z. B. bei Hermannstadt, so ziemlich seinen ganzen Einsatz auf eine Karte zu setzen und damit große

Erfolge zu erzielen. Für die Beurteilung eines Feldherrn ist der Erfolg in erster Linie maßgebend, und so kam es, daß der Mißerfolg von Verdun ebenso der eigentliche Grund für Falkenhayns Sturz wurde wie die späteren Erfolge des Armeeführers Falkenhayn für seinen nochmaligen Aufstieg und seine welthistorische Bewertung. Verdun hatte eben für Falkenhayn nicht sollen sein, was ihn aber keineswegs hinderte, von der Logik seines Gedankenganges bezüglich Verdun nach wie vor überzeugt zu sein, was ich selbst Gelegenheit hatte, im Herbst 1916 zu konstatieren, als er mir über Verdun die Bemerkung machte: „Und sehen Sie, Verdun war doch das Richtige.“

Ich glaube allerdings kaum, daß sich in der deutschen Armee viele Vertreter dieser Ansicht gefunden hätten. Für die Allgemeinheit trugen die Vorbereitungen hiezu doch den Stempel des Leichtsinnes. Schon die Idee galt als wenig erfolgversprechend. Aber selbst sein damaliger I. und II. Amtskollege, der zahlreiche Gründe hatte, Falkenhayn gram zu sein und gewiß nicht zu seinen Freunden zählte, selbst Conrad von Hötzendorf hätte ihm den Leichtsinns von Verdun verziehen, falls ihm Erfolg beschieden gewesen wäre, denn ein solcher wäre von so entscheidender Rückwirkung auch auf die anderen Fronten geworden, daß wohl kaum an der erfolgreichen Durchführung der Siebelingsidee Conrads zu zweifeln gewesen wäre, durch die Offensive aus Südtirol die italienische Armee in Venetien zu vernichten, und zwar ohne direkte Hilfe deutscher Truppen.

Tatsache ist nun, daß Falkenhayn — wie aus Rechbergs Dokumenten erwiesen — trotz Verdun nicht so leicht zu stürzen war und daß es hiezu geradezu der Einflußnahme der Kontingentsherren bedurfte. Im September 1916 war Falkenhayn als Chef des Stabes des Feldheeres erledigt, sein Glückstern schien zu erbleichen, erloschen aber ist er nicht. Der Eintritt Rumäniens in den Krieg auf Seiten der Entente nötigte zur Aufstellung einer vorwiegend deutschen Armee in Siebenbürgen, das Kommando erhielt der eben erledigte Falkenhayn.

In dieser Situation war es mir beschieden, mit Falkenhayn in dienstliche Verührung zu treten, als ich ihm als I. und II. Verbindungs-offizier zugewiesen wurde. Was Falkenhayn in der Folgezeit zu leisten berufen war, was für enorme Erfolge seine neunte Armee erzielt hat, ist zu sehr bekannt, als daß ich die Absicht hätte, mich hier darüber zu verbreiten. Das letzte Viertel des Jahres 1916 hallte zu gründlich vom Waffenruhe der neunten Armee, deren Siegeszug bis an den Sereth führte, Falkenhayns Taten haben ihren Ehrenplatz in der Weltgeschichte gefunden, und wenn Kaiser Franz Josef, bevor er seine müden Augen am 21. November 1916 für immer schloß, noch einen gewissen Trost erleben durfte, so war dies in erster Linie den Erfolgen Falkenhayns zu danken, die ihm wenigstens die Sorge um die Sicherheit Siebenbürgens nahmen. Als mich die Berufung in Falkenhayns Hauptquartier traf, glaubte ich umsomehr einer recht schwierigen Aufgabe entgegenzugehen, als ich annehmen konnte, daß Falkenhayn, nach seinem Sturze nicht eben in gehobener Stimmung und das erstemal in persönlichem Kontakt mit I. und II. Truppen, die seiner Armee unterstanden, mir meinen Dienst nicht gerade erleichtern werde, zumal es mir hinlänglich bekannt war, daß seine damalige Einstellung auf Grund seiner zahlreichen Differenzen mit den leitenden I. und II. Organen keineswegs auf Anerkennung unserer Leistungen gestimmt war. Schon

meine erste Begegnung mit Falkenhayn jedoch gab mir den Eindruck, daß sich meine persönlichen Beziehungen zu ihm sympathischer gestalten dürften, als ich dachte, und so war es denn auch in der Folge. Falkenhayn unterschied sich von manchen deutschen Generalen sehr vorteilhaft durch Mangel aller Ranten im persönlichen und dienstlichen Verkehr, verstand es auch sehr, den Charme seiner Persönlichkeit gelegentlich in Liebenswürdigkeit spielen zu lassen, und gewann dadurch unsere Leute leicht für sich. Meritorisch fand er ja manches zu tadeln und anfänglich besorgte er dies auch gerne in einer Art, die erkennen ließ, wie wenig er in die Eigenart unserer Armee und deren komplizierte nationale Zusammensetzung eingedrungen war. Je länger er aber mit k. und k. Verbänden zu tun hatte und je länger er sich auf dem Boden der Donaumonarchie aufhielt, desto mehr konnte ich sein Bestreben sehen, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die enormen Schwierigkeiten zu würdigen, mit denen wir im Vergleiche zu den Deutschen zu kämpfen hatten. Das trat ihm einmal sehr deutlich vor Augen, als er eine auf dem Durchmarsch befindliche Marschabteilung besichtigte, die aus 500 Mann fast aller Nationalitäten bestand und von einem ungarischen Reserveoffizier kommandiert wurde, der mit den meisten Leuten nicht reden konnte. Meine beiläufigen Kenntnisse der polnischen Sprache mußten da aushelfen, um den Slawen Falkenhayns Fragen zu übersetzen. Er hat seit damals sein Urteil über Österreich-Ungarn sehr zu unseren Gunsten rektifiziert, jedenfalls läßt das kurz vor seinem Tode erschienene Buch über den Krieg in Siebenbürgen-Rumänien einigermaßen darauf schließen, daß er die Lage bei uns in der Folge richtiger einschätzte.

Die bekannten Erfolge der Falkenhaynschen Strategie habe ihm das vielfach verlorene Vertrauen der Armee und ihres Obersten Kriegsherrn wiedergewonnen. Wenn er trotz dieser Erfolge die Charge eines Generalobersten nicht erreichte, so war dies nur darin begründet, daß Falkenhayn, der infolge einer für deutsche Verhältnisse ganz ausnahmungsweise raschen Karriere schon mit 54 Jahren General der Infanterie und einer der jüngsten Armeekommandanten war, noch längere Zeit für eine Beförderung nicht in Betracht kommen konnte.

Wie sehr Falkenhayn das Vertrauen an höchster Stelle wieder errungen hat, beweist der Umstand, daß er im April 1917, zu einer Zeit, wo man mit einem Vorwärtstragen der Front in Rumänien

nicht mehr rechnete, nach Berlin berufen wurde, wo ihn ganz gegen Erwarten und gewiß gegen seinen Wunsch das Oberkommando über die Bagdad-Front übertragen wurde, die damals aktuellen Wert bekam und infolge der besonders schwierigen Verhältnisse einen Kommandanten von hervorragenden und mannigfaltigen Qualitäten erforderte. Wie sehr sich Falkenhayn der Verantwortung bei Übernahme des Kommandos bewußt war und wie wenig leichtsinnig er diese Sache lehandelte, wenn ihm jemals Leichtsinns zum Vorwurf gemacht werden konnte, scheint mir aus einem Schreiben hervorzugehen, das Falkenhayn am 3. Juli 1917 aus dem Orient (datiert Heeresgruppe „F“) an mich richtete. Darin heißt es: „... wohin der abenteuerliche Weg führt, auf den man mich mit sanfter Gewalt gezwungen hat, weiß ich nicht und weiß wohl auch niemand sonst. Trotzdem soll er ohne Wanken und Zaudern beschritten werden, im übrigen Inshallah!“ ... Falkenhayn hat sich mit orientalischem Fatalismus in das Schicksal gefunden, das ihm allerdings hier nicht mehr günstig war.

Oberst a. D. Egon (Baron) Polfras.

GLAISE-HORSTENAU, C.
POLZER-HODIZ, Pauline
KARL
94. 53 MELTURI 6 I

Zwei Nekrologe.

Das unerhörte Erlebnis des Weltkrieges hat zwangsläufig eine stattliche Zahl von Historikern mobilisiert. Die Tragödie Oesterreichs übt natürlich einen besonders starken Reiz aus, denn menschliche Tragödien spielen da in Haupt- und Staatsaktionen hinein; lebte noch ein Shakespeare und hätte unsre Zeit noch Sinn für politische Dramen — welche eine Fülle von Anregungen, Vorwürfen und Fabeln gäbe das Ende des Habsburgergeschlechtes! Mit epischer Meisterschaft tritt nur Edmund Glaise-Horstenau an das Problem der Zerkümmern Oesterreich-Ungarns heran.*)

Der Autor will keine abschließende Darstellung bieten. Er empfindet selbst, daß das Skalpell des Kritikers in der Hand eines österreicherischen Patrioten hie und da nicht den nötigen radikalen Schult ausschlagen kann. Aber er wählt in jedem Abschnitt seines großangelegten Werkes das Bemühen um strenge Objektivität, unterdrückt in der Zeichnung der historischen Persönlichkeiten die natürlichen Sympathien und Antipathien, legt den Maßstab ausschließlich an die Leistungen im guten und im verhängnisvollen Sinne derer, die Mitwirkende oder aktive Zeugen der Katastrophe waren. Das hindert nicht, vielleicht trägt es sogar dazu bei, daß die geistigen Profile aller Gestalten, die in den Wirbel des Zusammenbruchs geraten sind, leuchtend vor die Augen des Lesers treten. Die Ereignisse seit Ausbruch des Weltkrieges sind so unheimlich rasch auf uns niedergestürzt, daß wir Glaise-Horstenau schon deshalb zu Dank verpflichtet sind, weil er uns mit sicherer Hand, mit sorgfamer Ausscheidung alles Nebensächlichen und aller Arabesken, durch die Schrecken und durch die leisen Hoffnungen auf halbwegs gedeihlichen Ausgang des blutigen Krieger zum tragischen Ende führt. Es ist leider ein alter Erfahrungssatz, daß die Menschen aus der Geschichte fast nichts lernen. Den Völkern aber und dem Staate gereicht es zum Verhängnis, wenn jene, die die Verantwortung tragen oder sie übernehmen, die Zeichen des Tages übersehen, mißachten oder verkennen. Nicht ein einziges Mal gewinnt man bei der Lektüre den befreienden Eindruck: Wäre damals das oder das geschehen, das zermalmende Rad hätte aufgehalten werden können. Tausendfach verstrickt waren die Fäden, zu weit gebrochen die innere Befähigung, zu übermäßig kräftig neben dem Kampfmute auf allen Seiten der Reiz zum Vabanquespiel, als daß ein Rettungsgedanke hätte ersichen können. Wohl schwante wiederholt das Glück der Waffen, wohl gab es eine Zeit im Spätfrühjahr 1917, da Painlevé konstatierte, daß zwischen Coissons und Paris nur zwei verlässliche Divisionen standen. Aber wäre damals auch die Offensivkraft der mitteleuropäischen Heere mächtig vorgegrungen — hätte darum das schauerliche Endergebnis des Weltkrieges mit seinen politischen und staatlichen Auswirkungen vermieden werden können?

Glaise-Horstenau ist innerlich so eng mit seinem Werk verbunden, daß selbst die Partien, die chronologischen Charakter haben, von heißem Mitleben durchdrungen sind. Von der ersten Seite an wirkt ein immer kräftiger werdendes Spannungselement. Das Werk ist in einem Guß geformt, so daß es fast unmöglich ist, irgendein Kapitel herauszuschälen, irgendeine Episode des unerhörten Ringens um den Sieg und das herbenermüdenden Bemühens, die Katastrophe Oesterreichs zu verhüten. Auch jene in Oesterreich, die sich dem Gebote der Geschichte gebeugt haben, werden nicht ohne tiefe Bewegung in dem Buche lesen, mit welcher unerbittlicher Wucht, um ein banales Wort zu gebrauchen, alles schief ging. Wie die Friedensbemühungen immer wieder scheitern, mit welcher unausgeglichenen, zumindest unzulänglichen und leider auch unausrichtigen Mitteln die Angebote und die Appelle an die Ententemächte und an Amerika angebahnt und durchgeführt wurden. Mit dem rücksichtslosen Freimut des Wahrheitsfindens wird die Unaufrichtigkeit gezeigelt, mit der die allen Eingeweihten halb deutlich gewordene Ausschließlichkeit der militärischen Aktionen verhüllt wurde. Der militärische Fachmann steigert seine Darstellung zu dramatischer Kraft, da er das Debakel der Armee in den letzten Katastrophentagen mit historischer Treue, zugleich voll tiefsten Mitempfindens mit der Auflösung eines ruhmreichen tapferen Heeres schildert. Das Buch ist des Inhaltes würdig ausgestattet. Ausgezeichnete Bildnisse ergänzen die schriftstellerischen Zeichnungen der führenden Persönlichkeiten.

Fast zu gleicher Zeit ist ein anderer Nekrolog in Buchform erschienen. Hält Glaise-Horstenau der alten Monarchie den Nachruf, so bietet Artur (Graf) Polzer-Hodiz** den Versuch, das Charakterbild des letzten Habsburger Kaisers zu umreißen. Die umfangreiche Leistung ist durchweg subjektiv; die Einstellung zu Kaiser Karl ist die eines Mannes, der aus Zuneigung und Verehrung bemüht ist, den im Exil verstorbenen Monarchen als das beklagenswerte Opfer der Erschöpfung eines Staates, der unüberwindbaren Ungunst der Verhältnisse einzustellen. Mit emsigem Eifer trägt Polzer-Hodiz alles zusammen, was den ehrlichen, guten Willen, den rest- und rastlosen Eifer Kaiser Karls, des unerbittlichen Fatums-Herr zu werden, sein seelisches Mitgefühl mit den Leiden der Bevölkerung in scharfe Beleuchtung stellt. Mann und muß man der Treue Polzer-Hodiz' zu dem Monarchen, besser Vertrauensmann er war, Respekt zollen, so kann man nicht mit Stillschweigen übergehen, daß in seiner Zeichnung der Leute um Kaiser Karl allzu häufig persönliche Sympathie und Antipathie aufscheint, daß er keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, ein Plädoyer für seine ureigenen politischen Anschauungen zu halten. Vielleicht stehen wir heute noch zu nahe der Katastrophenepoche, um Licht und Schatten genau verteilen zu können. Glaise-Horstenaus Werk darf aber historischen Wert beanspruchen. Polzer-Hodiz' Memoirenschrift mag späteren Historikern als Behelf zur gedeihlichen Sondernung von Geschichtsfakten und Legendenbildung dienen. g. f.

*) Glaise-Horstenau „Die Katastrophe.“ Die Zerkümmern Oesterreich-Ungarns. Das Werden der Nachfolgestaaten. (Amalthea-Verlag, Wien.)

**) Artur (Graf) Polzer-Hodiz: „Kaiser Karl.“ Aus der Geheimmappe seines Kabinettschefs. (Amalthea-Verlag, Wien.)

15. II. 1929

Wie Lemberg verloren ging.

Das erste kriegswissenschaftliche Werk über die Kämpfe bei Lemberg.

Die gewaltigen Schlachten bei Lemberg und die Operationen, die ihnen vorangingen, waren bis jetzt mehr Gegenstand polemischer Auseinandersetzungen als objektiver kriegswissenschaftlicher Darstellung. Dieses Verjäumnis der zeitgenössischen Kriegsliteratur wird durch das soeben erschienene Buch des Obersten Max Freiherrn v. Witreich: „Lemberg 1914“ in gediegenster Weise gutgemacht. Der Verfasser hat an den Ereignissen als Generalstabsoffizier des 11. Korps teilgenommen und er zeigt sich in ihrer Schilderung als gründlicher und verständnisvoller Beobachter ihres Verlaufes und als musterergültig objektiver Beurteiler der Gründe und Ursachen, die zu unseren Mißerfolgen geführt haben. Besonders sympathisch berührt es, daß der Verfasser nicht in der üblichen leichtfertigen Weise die Führer, die das Schicksal an die Spitze der Heereskörper gestellt hat und die alle bemüht waren, ihr Bestes zu leisten, für diese Mißerfolge verantwortlich macht, sondern die Gründe dort sucht, wo sie in Wirklichkeit waren: bei unserer unzulänglichen Kriegsvorbereitung, bei der gewaltigen zahlenmäßigen, namentlich aber artilleristischen Ueberlegenheit der Russen und vor allem bei unserer im Frieden geübten und fest eingelebten offensiven Kampfsart.

Noch niemals, seit es Kriege mit organisierten Heeren gibt, sind die Truppen mit einem Kampfverfahren in den Krieg gezogen, das den durch die Natur des Gegners und des Kriegsauftrages und die Fortschritte der Waffentechnik und der Kriegstechnik überhaupt diktierten Bedingungen ganz entsprochen hätte. Immer mußte die blutige Erfahrung am Schlachtfeld das Kampfverfahren berichtigen, das oft mehr das Resultat theoretischer Spekulation geistreicher Militärs als der praktischen Lehren früherer Kriege war. Der Verfasser zeigt, daß es auch bei uns so war: Überall, wo unsere Truppen das erstemal an den Feind trafen, haben sich dieselben Erscheinungen gezeigt: große Frontausdehnungen und, dadurch bedingt, ein Mangel an Einheitlichkeit im Kampf; ein zeitliches Annehmen der Gefechtsformation; ein scharfes Vordrängen auf den Feind, ohne auch nur im geringsten auf die Mitwirkung der eigenen Artillerie Bedacht zu nehmen; ebenso auf gleiche Gesichtspunkte für das anfängliche Zurückhalten und spätere Einsetzen der Reserven.

Der Schreiber dieser Zeilen, der in den beiden großen Lemberger Schlachten das 87. Infanterieregiment (Cilli, Steiermark), eines der schönsten und bravsten der alten Armee, befehligte, muß alle Ausführungen des Verfassers, so weit sie sich auf den Infanteriekampf beziehen, ihrem vollen Inhalt nach bestätigen. Auch die 87er und alle die Regimenter rechts und links von ihnen traten am 26. August in die Schlacht, als ob es wie bei Friedensübungen gegen einen „markierten“ Gegner ginge. Das mörderische Feuer der Russen schien für sie keinen Schrecken zu haben, und obwohl der schwarze polnische Acker bald mit Toten und Verwundeten bedeckt war, kamen sie in einem Zuge bis auf 200 bis 300 Schritte an die gut eingegrabenen Russen heran. Die Opfer waren umsonst gebracht, denn der Mangel an Reserven machte die Ausnützung des Erfolges unmöglich und auch da und dort versuchte Umfassungen scheiterten, da die russische Front nicht nur dichter und tiefer als die unsrige, sondern auch breiter und lückenlos war.

Schon in der zweiten Lemberger Schlacht war das Kampfverfahren rationeller, namentlich was die Mitwirkung der Artillerie anbelangte. Das 87. Infanterieregiment kämpfte am 7. September mit dem Rücken gegen den großen Grodener Teich und hatte den östlich gegenüberliegenden Powitenski-Wald zu nehmen. Mehrere Stürme waren mißlungen und das Regiment litt auf der kahlen Höhe trotz hergestellter Erdbedeckungen schwer unter dem Artilleriefeuer der Russen. Da fuhr am späten Nachmittag, ganz unerwartet, aus der Richtung von Grodek mehrere Batterien mit dem Obersten Michael Gärtner an der Spitze in rasendem Galopp an unserer Feuerlinie vorbei, proksten kaum 400 Schritte vor der russischen Front ab und karöltchten, von dem aus höchste gesteigerten Infanterie- und Maschinengewehrfeuer unterstützt, den Feind aus dem Wald heraus, der von uns in Besitz genommen wurde. Es war ein Bild, das in seiner heroischen Kühnheit an die Batterie der Toten bei Königgrätz-Eslum erinnerte, mit dem Unterschiede, daß unserer braven Artillerie diesmal nicht die Vernichtung, sondern ein schöner Erfolg beschieden war.

Sehr lehrreich sind auch die Betrachtungen Witreichs über die strategische Aufklärung vor der Front unserer Armeen, die vom Armeeoberkommando geleitet wurde. Auch hier war es der stürmische Meitergeist, der auf den „besseren Teil der Tapferkeit“, auf die namentlich bei der Aufklärung so nötige Vorsicht, vergaß und die attackierenden Kavalleriedivisionen dem vernichtenden Feuer der russischen Maschinengewehre und verdeckten Batterien auslieferte. Als dann der Zusammenhang der Aufklärung verloren ging, stieß die 3. Armee, und namentlich ihr 3. Korps, unvermutet auf weit überlegene russische Kräfte. Dieser Umstand und der ungezügelte Angriffsgeist der ohne genügende Gefechtsaufklärung vordringenden Infanterie war die Hauptursache des Mißerfolges in der ersten Lemberger Schlacht und nicht die Dispositionen des 3. Armeekommandos, die ganz im Sinne des erhaltenen Auftrages waren.

Sehr eindrucksvoll schildert der Verfasser auch den Rückzug in die Karpathen und die Fraktionen, die bei dem anhaltenden Regenwetter zu überwinden waren. Den Schluß des Buches bildet eine auf ein reiches kriegsgeschichtliches Wissen und auf die Erfahrungen des Weltkrieges gegründete Abhandlung über die Grundprobleme des Krieges, die ewig und unveränderlich sind.

G.M. F. v. Beran.

26. II. 1929

Die Hungersnot im Weltkriege.

Von Generalmajor Steinig.

Als sich Fürst Windischgrätz vor achtzig Jahren zur Belagerung der Haupt- und Residenzstadt anschickte und die Lebensmittelfuhren bereits abgeschnitten waren, meinte er: „Wenn die Wiener keine frischen Äpfel mehr bekommen, werden sie kapitulieren.“ Sieben Dezennien später wurden den Bewohnern der Donaumonarchie ganz andre Entbehrungen auferlegt und trotzdem dachten sie während der viereinhalb Jahre der Einschließung nicht in erster Linie wegen der Nahrungsnot an Kapitulation. Niemals aber wäre das fürchterliche Hungergepenst zu bannen gewesen, wenn nicht kriegerische Erfolge neue Hilfsquellen durch Eroberung mehr oder weniger fruchtbarer Landstriche erschlossen hätten. Das Wirken der „Militärverwaltung in den von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Gebieten“ beleuchtet nunmehr der kürzlich erschienene und mit diesem Untertitel versehene Band des großen Carnegie-Serienwerkes.*)

Die Aufgabe dieser Militärverwaltung war nicht leicht. Auf der einen Seite gebot die Not des eigenen Landes, die wirtschaftliche Ausnützung der okkupierten Territorien aufs äußerste zu steigern, auf der andern waren selbstverständliche Rücksichten gegenüber der dortigen Bevölkerung zu beobachten.

Nach den statistisch erhärteten Angaben des vorliegenden Buches ist es dem Militärgouvernement in Belgrad am besten gelungen, seine Aufgabe zu lösen. Obgleich der von Rußland aus verwaltete Teil von Rußisch-Polen dreimal so groß war als die in Betracht kommenden serbischen Kreise westlich der Morawa, entstanden durch die territoriale Zerteilung der ehemaligen russischen Weichselprovinz zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn mannigfache Hemmnisse für die Ausbringung, zumal da die Polen ihre Befreier mit zwiespältigen Empfindungen schalten sahen. In der eroberten Walachei, die eine viermal größere Area und zehnmal mehr urbare Fläche besaß als das österreichisch-ungarische Verwaltungsgebiet südlich der Save, hatten die Deutschen den Vorrang, und nur 40 Proz. der rumänischen Produkte fielen der Donaumonarchie zu. In Oberitalien mußte außer der Bevölkerung noch ein sehr starkes Heer erhalten werden, und in der Ukraine war es neben der Schwäche der neugebildeten Regierung gegenüber der bolschewistischen Bedrohung eine ganz unzulängliche und widerspruchsvolle Organisation, die den „Brotfrieden“ illusorisch machte.

In Montenegro und Albanien endlich deckten die Ressourcen kaum den eigenen Bedarf, wobei im Lande der Schwarzen Berge überdies eine mehr als doppelt so starke Besatzung wie in Serbien den immer wieder aufflammenden Trotz des stolzen Gebirgsvolkes niederzuhalten hatte. Sicherlich war der Boden Serbiens außerordentlich fruchtbar und das Land überhaupt reich an Naturschätzen. Daß aber der Verwaltung von berufener Stelle das Zeugnis ausgestellt werden konnte, ihre Erfolge kämen einer von den Mittelmächten gewonnenen Entscheidungsschlacht gleich und ohne diese hätte Oesterreich-Ungarn den Krieg nicht über den Herbst 1916 hinaus führen können, daran gaben auch die straffe Organisation und die ausgezeichneten Qualitäten der hier tätig gewesenen Personen einen überragenden Anteil. Durch Schaffung von Kommunikationen, Vermehrung der anbaufähigen Flächen, Einführung neuer Kulturarten, Hebung der Forstwirtschaft und des Bergbaues sowie Förderung des Handels trachtete die Verwaltung, ihre Mission zu erfüllen. Generalmajor Kernaue, der alles dies in dem vorliegenden Buche schildert, erzählt auch, daß einzelne nach dem Kriege zurückkehrende Gutsherrscher ihre Anerkennung über das Vorgefundene schriftlich zum Ausdruck gebracht haben.

Die österreichisch-ungarischen Militärverwaltungen waren vom Geiste der Versöhnung beseelt; sie haben — nicht nur in Serbien — auf den Gebieten der Seuchenbekämpfung, Förderung des Schulwesens, Unterstützung der Bewohner, Erhaltung von Kunstdenkmälern und vielen andern Großes vollbracht. Vor dem Urteil unparteiischer Geschichtsschreiber braucht ihnen nicht zu bangen. Freilich, die Härten des Krieges ganz abzuwenden, konnte nicht gelingen.

*) Wien, Hölzer-Pichler-Tempsky A. G., Yale University Press, New-Haven 1928.

Die Katastrophe.

Kritik an Glaise-Horstenau's Werk.

Von

Artur (Graf) Polzer-Hoditz.

Selten habe ich ein Buch mit solcher Spannung zur Hand genommen und mit so steigendem Interesse gelesen als das kürzlich im Amalthea-Verlag erschienene Werk „Die Katastrophe“ von Edmund v. Glaise-Horstenau. Es behandelt den Niederbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie, beschränkt sich aber nicht auf die letzten Monate ihres Bestandes, auf den Schlußakt, die eigentliche „Katastrophe“, sondern schildert den verzweifeltsten Existenzkampf während der ganzen Dauer des Krieges. In richtiger Erkenntnis, daß das Niedergehen eines Reiches nur aus dessen Werden richtig verstanden werden kann, bringt Glaise einleitend — wenn auch nur in großen Umrissen — einen Überblick über die Entwicklung der Donaumonarchie aus einer Hausmacht zum Völkereich. Auch beschränkt sich das Buch nicht auf die Schilderung der Begebenheiten in Wien, Budapest, Prag und Agram. Es fügt das erschütternde Ereignis des Zusammenbruchs „in das große, vom Flammenmeer des Krieges versengte Weltbild“ ein. So werden zugleich mit den Fäden des historischen Werdens des Habsburgerreiches jene der nationalen Bestrebungen und der feindlichen Zerstörungskräfte, die von außen einwirkten, an ihren Ausgangspunkten angesponnen und durch ihr Ineinandergreifen bei Fortschritt der Ereignisse zu einem ebenso überzeugenden als erschütternden Bild der „Katastrophe“ verwoben. Wir sehen, daß Österreich-Ungarn zu Beginn des Krieges, ja auch in den ersten zwei Kriegsjahren weder von innen noch von außen her aufgegeben war. Die Nationen standen damals noch zum größten Teil fest zum Reiche. Auch die Staatsmänner und maßgebenden Politiker in der Entente wiesen den Gedanken einer Zerkümmern der Monarchie weit von sich. Die Emigrantenpolitik, deren verschlungene und feinerzeit verborgen gehaltene Fäden in dem Werke freigelegt werden, gibt hierüber klaren Aufschluß. Erst mit dem Beginn der Regierung Kaiser Karls tritt eine Wandlung ein. Ein tragisches Moment steigt auf, das, immer wiederkehrend, das Reich von Stufe zu Stufe dem Absturz entgegenführt. Es ist eine eigenartige Schicksalsantithese: Jeder Erfolg auf den Kriegsschauplätzen schlägt zuungunsten der Monarchie aus. Immer mehr wird das Geschick des Habsburgerreiches auf die Spitzen der deutschen Bajonette gestellt und jeder Sieg der Waffen baut Stützpunkte Österreichs im Ausland ab. Nur einzelne, besonders auffallende Beispiele hierfür seien angeführt. Der Sturz des Zarentums und der Ausbruch der russischen Revolution waren zweifellos ein großer strategischer Erfolg. Doch für Österreich schlug dieses den Mittelmächten so günstig scheinende Ereignis in mehrfacher Hinsicht zum Nachteil aus. Die Polen hatten bis dahin unentwegt an der austropolnischen Übung festgehalten. Nun aber sahen sie ihren größeren Vorteil in einem Sieg der Entente, welche ihnen die Verwirklichung ihres nationalen Traums, die Wiedervereinigung aller drei Teilgebiete, also mehr bieten konnte, als die Mittelmächte es vermocht hätten. Aber noch in anderer Hinsicht hatte der Ausbruch der russischen Revolution nachteilige, ja verhängnisvolle Folgen für die Monarchie. Er ermöglichte Masaryk die Einreise in Rußland und die Aufstellung der tschechoslowakischen Legionen, die schließlich in fortschreitender Schicksalsverkettung für die Anerkennung der Tschechoslowaken als Ententeverbündete von entscheidender Bedeutung wurden. Nicht anders war es nach dem Sieg im Herbst 1917 über das italienische Heer.

Und noch einmal, im Frühjahr 1918 zeigte sich an einem klaren Beispiel die immer wiederkehrende tragische Schicksals-

verkettung eines deutschen Sieges mit einer verhängnisvollen Rückwirkung auf den Bestand der Doppelmonarchie. Bei Amiens hatten die Deutschen einen glänzenden Sieg davongetragen. Die Ententefront war zerrissen. Da eilte Steed nach Italien, welches eine Offensive befürchtete. Marshall Diaz war der Meinung, es gebe für Italien keine andere Rettung als die Propaganda für die Zerkümmern Österreichs. Steed befehlerte an Northcliffe, Balfour müsse entgegen seinem bisherigen Verbot den Wünschen der italienischen Heeresleitung nachgeben. Die englische Armee war eben erst vor Amiens in einer wenige Tage währenden Schlacht vernichtet worden. Die Gefahr für die Entente war zu atembeklemmender Spannung gestiegen. Da warf Balfour, der bis dahin an der Erhaltung Österreichs festgehalten hatte, die letzten Bedenken gegen eine österreichfeindliche Politik über Bord. Der Verkündung der Unabhängigkeit der habsburgischen Nationen als eines Kriegsziels der Entente stand nichts mehr im Wege. Damit hatte die offizielle Feindespolitik den an ihrem Vaterland Verrat üübenden Emigranten die Hand gereicht und über Habsburg das Verdict gesprochen. Der Northcliffe-Propaganda war Tür und Tor geöffnet, allgemein der Schlachtruf „Détruisez l'Autriche!“ Stein auf Stein bröckelt nun aus dem stolzen Habsburgerbau. — Bald folgt der letzte, unglückliche Waffengang. Die Fahnen sinken. Es stirzt die Dynastie. Am Sonntag den 10. November wurde Karl im Hofratorium der Schönbrunner Schlosskapelle, hinter dem Beischemel, auf dem durch sieben Jahrzehnte Kaiser Franz Josef getraut war, zum letztenmal in der Öffentlichkeit gesehen. Er war bleich, ergraut, sichtlich ergriffen. Durch die Andächtigen ging, als die Orgel das „Gott erhalte“ anstimmte, ein schwer unterdrücktes Schluchzen. Tags darauf, spät am Abend, hielten in dem kaum beleuchteten Hofe des Schlosses, der in den vergangenen Zeiten so oft der Schauplatz prächtiger Auffahrten gewesen war, ein paar Kraftwagen. Der Kaiser verließ, in Zivil gekleidet, mit Gemahlin und Kindern und dem nötigsten Hausrat das Schloß seiner Ahnen. Die Fahrt ging, kaum von jemand beachtet, quer durch Wien. Die Straßen der einst so lichtfrohen Kaiserstadt waren von trübseliger Dunkelheit umhüllt. Dunkel lag auch die Zukunft vor ihr.“

Diese wenigen aus dem von Glaise kunstvoll gewobenen Bild herausgelösten Maschen können natürlich den Eindruck nicht wiedergeben, den das Werk in seiner abgerundeten Geschlossenheit hervorruft. Das Buch bietet eine Fülle von vielfach bisher unbekannt, zumindest unbeachtet gebliebener, bemerkenswerter Daten und Episoden und hinterläßt ein klares historisches Bild des Zusammenbruchs der Monarchie. Der Verfasser hat vieles im Verband des Armeekommandos selbst miterlebt, als nachmaliger Leiter des Kriegsarchivs ein reiches Altenmaterial zur Verfügung gehabt und gegen 200 Werke der Nachkriegsliteratur durch den reinigenden Filter des skeptisch-kritischen Historikers gezogen. Die Sichtung und Einordnung dieses ebenso gigantischen als spröden Materials war eine Aufgabe, die nur eine kundige Hand zu leisten vermochte. Die Verwertung und Darstellung des Stoffes ist eine meisterhafte. Wohl hat sich die Literatur mit der von Glaise-Horstenau behandelten Materie viel und zum Teil auch eingehend befaßt. Doch, was bisher darüber geschrieben wurde, sind entweder nur Erörterungen von Teilproblemen oder subjektiv eingestellte Darstellungen von Geschehnissen, gesehen aus persönlichem, einseitig fachlichem oder einseitig politischem Gesichtspunkt. Eine zusammenhängende, objektive, also streng historische Behandlung des Gesamtproblems wird zum erstenmal in diesem Buch geboten, welches daher auch zweifellos als unverrückbare Grundlage jeder späteren wissenschaftlichen Bearbeitung dieser hochbedeutungsvollen Zeitepoche dauernden Wert behalten wird.

Glaise-Horstenau
Politik - Kritik

Nur mit breiten flüchtigen Strichen schildert Glaise-Horstenau in einem letzten Kapitel die „Formung und Festigung der neuen Welt in den Donauländern“. Diese Abgrenzung des Stoffes. war sehr richtig gedacht, denn die Schilderung des Werdens der Nachfolgestaaten liegt außerhalb des Rahmens eines Buches, welches die „Katastrophe“ des Habsburgerreiches zum Gegenstand hat. Das Werden der Nachfolgestaaten in den Gemerkungen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie bleibe der Einleitung zu einem Werke vorbehalten, das sich einst mit der „Katastrophe Europas“ befassen mag.

8. III. 1929

Wie die Alliierten Deutschland zertrümmern wollten.

Erinnerungen Churchills aus den Kriegsjahren.

Telegramm des Neuen Wiener Tagblatts.

London, 7. März. In seinen als Buch erschienenen „Erinnerungen aus den Jahren 1919–1922“ erzählt Churchill, daß Deutschland, wenn es den Waffenstillstand abgelehnt hätte, im Sommer 1919 von starken Kräften der Alliierten angegriffen worden wäre. Churchill sagt: Tausende von Flugzeugen hätten Deutschlands Städte zertrümmert, Zehntausende von Kanonen hätten die Front zersememert. Es waren Vorbereitungen getroffen, um 250.000 Mann in Autos, Panzerwagen und dergleichen 30 Kilometer täglich vordringen zu lassen. Stille von unerhörter Gefährlichkeit, gegen die nur eine gut geheimgehaltene Maske, welche die Deutschen nicht besaßen, Schutz verlieh, hätten jeden Widerstand und jede Lebensfähigkeit auf der Front, die für den Angriff ausgesucht war, unmöglich gemacht.

Der Eisenbahnaufmarsch bei Gorlice April 1919.

Von General E. Ragenhofer.

Die Flügeloperationen der Zentralmächte hatten in den Schlachten von Lodz-Łowicz und Limanowa-Lapanów die Vorbewegung der russischen Massen von der mittleren Weichsel gegen Preußisch-Schlesien endgültig zum Stehen, zum teilweisen Zurückgehen gebracht, und nördlich der Karpaten und in Polen waren nach Schwankungen in den Karpaten vorlagen die Fronten der hier gleichwertigen Gegner Beginn Jänner 1915 zum erstenmal zum Stellungskampfe übergegangen.

Beide Gegner strebten die Entscheidung in anderen Richtungen an. Die Oesterreicher-Ungarn, hart bedrückt von der Sorge um die Festung Przemyśl, wollten durch Offensiven in der kürzesten Richtung aus den Westkarpaten die Festung befreien, während bei den Russen jene Anschauungen die Oberhand gewannen, die das Ziel der Niederwerfung Deutschlands über den Boden der Donaumonarchie, vor allem Ungarns, erreichen wollten.

Eigene Angriffspläne und verzweifelte Abwehr feindlicher Anstürme führten Beginn 1915 zu einer der größten Bahnbewegungen des Krieges, die man mit der Bezeichnung „Aufmarsch hinter den Karpaten“ umfassen könnte.

In mehrmonatigen Bemühungen, in den eigenen Angriffsbahnen durch den Gegner oft gestört, in der Zielsetzung der Heereskörper seinem Diktate unterworfen, brachte das k. u. k. Armeekommando zum größten Teil aus der Front nördlich der Karpaten, zum kleineren vom Balkan nebst wertvoller Hilfe des Bundesgenossen, die Hauptmasse seiner Kräfte in die Karpatenfront.

Die großen Truppenverlegungen umfaßten 1 Armee-, 10 Korpskommanden mit den zugehörigen armee- und korpsunmittelbaren Formationen und 41 Divisionen. Bei einer Gesamtdauer von 115 Tagen wurde eine Durchschnittsleistung von 22 Zügen, eine Maximalleistung von 54 erreicht, und rund 120.000 Wagenladungen in 2506 operativen Truppentransporten ans Ziel gebracht.

Hatte diese Anstrengung auch das Ziel erreicht, das Einbringen der Russen in Ungarn zu verwehren, so erwiesen sich doch alle Hoffnungen als trügerisch, den Angriff über das winterliche Gebirge bis zur Befreiung Przemyšls vorzutragen, und das Bittere ging am 23. März in Erfüllung.

Gleichwohl wissen wir heute, daß die Gewaltleistungen der Heeresleitung, ums Hundertfache überboten von den heroischen Leistungen und Leiden der Truppen, den Weg bereiteten, um die Maioffensive 1915 möglich zu machen. Die Aufmerksamkeit der russischen SW-Front war nach den Karpaten gelenkt und blinnte, auch zu einer Zeit, als sich das drohende Ungewitter im Raume von Gorlice, Tarnów bereits zusammenzog, gespannt dorthin, so daß man mit Recht die vergeblichen Anstrengungen der Russen im Winterfeldzug 1915 als den Anfang vom russischen Ende bezeichnen kann.

Bei geringer an Umfang, Zeitdauer und Transportmasse waren die Bahnleistungen beim Gorlice-Aufmarsch, und trotzdem wendet sich diesem letzteren das allgemeine Interesse in höherem Maße zu, weil die Menge dem Erfolge zuzubest.

Waren Planung und Durchführung des „Aufmarsches hinter den Karpaten“ schrittweise, unter dem Einfluß des Gegners mit bescheidenen Mitteln auf vielfach kümmerlichen Bahnen zu leisten gewesen, die zur Verschiebung gelangenden Heereskörper mit Mühe bedrohten Fronten entnommen worden, so ist das Bild für den Gorlice-Aufmarsch ein völlig anderes.

Fühend auf dem gewaltigen Netz der deutschen Bahnen, im kurzen Endauslauf im besten Teil unseres galizischen Netzes, nach einheitlichem, vom Gegner nicht gestörten Plan, mit neu formierten, seit längerer Zeit im Reserveverhältnis stehenden Heereskörpern in ruhiger Sicherheit durchgeführt, erweckte schon die Vereinstellung der Stoßgruppen jenes

Vertrauen, das mit zu den Quellen großer Erfolge zählt. Es soll nun im folgenden versucht werden, den Werdegang der Entschlüsse und die Durchführung des Bahn-aufmarsches darzulegen und dabei Beiträge zu der vielumstrittenen Frage der „Priorität der Idee“ zu diesem Auslast zum weitreichendsten Feldzug des Weltkrieges geliefert werden.*)

Zur Vorgeschichte des Gorlice-Aufmarsches.

Feldmarschall Conrad und der deutsche Bevollmächtigte Gen. Cramon besprachen am 1. April 1915 die äußerst gespannte Lage in den Karpaten und wußten, daß die DSSL nicht geeignet war, weitere Kräfte zur Stützung der k. u. k. Front zu geben, „etwas anderes aber wäre es, wenn die Lage durch eine Offensive geändert würde“. Conrad sprach von seinem oft gehegten Plan, durch eine Offensive aus dem Raume von Gorlice in die Bedenreihe Jasło, Krośno, Sanok in den Rücken der russischen Karpatenfront zu kommen, wozu er deutsche Mithilfe benötigte. Cramon meldete dies am Abend an den deutschen Generalstabschef Falkenhayn in Metziers, erfuhr aber eine Ablehnung, die über neuerliche Bitte Conrads um Unterstützung in einem Telegramm Falkenhayns vom 7. April eine Wiederholung fand.

Unterdessen hatte sich aber in Teschen ein immerhin ungewöhnlicher Vorgang abgespielt. Gen. v. Cramon hatte am Ostermontag, den 5. März, den k. u. k. Feldbahnchef Gen. Johann Straub gebeten, ihn in seiner Wohnung im Bürgermeisteramt aufzusuchen, um eine operative Angelegenheit zu besprechen.

Bei dieser Besprechung erkundigte sich Cramon über Auftrag Falkenhayns über die Bahnleistungen entlang der k. u. k. Front und verlangte vom österreichischen Feldbahnchef Daten über die Durchführung eines Aufmarsches östlich Neu-Sandec. Gen.-M. Straub erklärte schon damals, daß es möglich sei, mit täglich 40 Zügen auf der Linie Oderberg über Krakau, mit weiteren 20 Zügen von Oderberg nach Teschen und dann geteilt 10 über die Städtebahn Sucha gegen Neu-Sandec und 10 über den Jablunka-Paß, Sillein, Abos dann nordwärts gegen Neu-Sandec zu bringen, und daß diese Bewegung jederzeit aufgenommen und in längerer Dauer verlässlich aufrecht erhalten werden könne. Die Kraft des Aufmarsches erlaubte also je eine Division zu 60 Zügen pro Tag heranzubringen.

TAGESPOST (Graz)

NR.: TAG: 31.3.1929

Mit Italien gegen Österreich.

Im Verlag der jugoslawischen Legionäre in Marburg erschien eine Broschürenfolge von dem bekannten Dr. Pivko, die sich betitelt „Name ob Namen“ (Schulter an Schulter). In dieser Schriftenfolge schildert er das Werden und die Tätigkeit der jugoslawischen Legionen nach dem mißglückten bekannten Durchbruchversuch bei Carzano im Suganatal am 17. September 1917.

Nach dem mißglückten Durchbruch bei Carzano.

Dampf grollten noch die Donnerschläge der schweren österreichischen Geschütze über den Masobach herüber und allenthalben war noch das rasende Geklopse der Maschinengewehre hörbar, die mit den letzten Resten der durch Verrat eingedrungenen Italiener aufräumten. Pivko und seine Mitverschwörer waren in Selva eingelangt und an ihnen vorbei fluteten dichte Scharen italienischen Militärs aller Waffengattungen, die durch die von Pivko und seinen Mitverschwörern den Italienern geöffnete Stellung im Suganatal ins Herz Tirols, nach Trient und Bozen hätten vorstoßen sollen. Aber das Schicksal wollte es anders. Die schlechte Organisation und besonders das Mißtrauen höherer italienischer Kommandanten den Verschwörern gegenüber, die im Verrat eine ihnen gestellte Falle vermuteten, brachte das so schön ausgelegte Unternehmen unter schweren Verlusten der Italiener zum Scheitern.

Einige Tage nach dem gescheiterten Unternehmen, am 20. September 1917, langten die Verschwöreroffiziere und die Mannschaft, hauptsächlich Tschechen, im Fort Procolo bei Verona ein und wurden dort zunächst als Gefangene behandelt. Die schwere Niederlage, die die Italiener erlitten hatten, veranlaßte den General Cadorna in Beluno ein Kriegsgericht zusammenzurufen, um sich über die Ursachen der Niederlage Klarheit zu verschaffen und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Da das Kriegsgericht nichts Nachteiliges für die Verschwörer feststellen konnte, wurde diesen die Freiheit gegeben und diese beschloßen zunächst, an die Salonfront und nach Frankreich zu gehen, um dort in den Reihen der bestehenden Legionen, die zum größten Teil aus Kriegsgefangenen und späteren Überläufern gebildet wurden, gegen Deutschland und Österreich zu kämpfen. Diese Absicht wurde aber aufgegeben, als nach einigen Tagen der tschechische Fähnrich Mottl als Deserteur vom 102. österreichischen Infanterieregiment, das im Suganatal in Val Piano stand, eintraf und sich auch die Zahl der Deserteurs aus dem Mannschafstand häufte. Mottl brachte Pivko und seine Anhänger auf eine neue Idee. Er erklärte sich nämlich sofort nach seinem Eintreffen bereit, mit einer Patrouille an sein Stammregiment heranzuschleichen und mit der hauptsächlich tschechischen Mannschaft in Verbindung zu treten, um sie zur Massendefertation zu veranlassen.

Am 3. Oktober 1917 verließ er tatsächlich Verona und traf am 6. beim Alpinibataillon „Monte Pavione“

ein, das seinem Stammregiment gegenüber lag. Mit einer Bedeckung von 80 Alpini stieg er an und traf um 10 Uhr auf eine Abstellung von Reuten des Regiments, die vor der Stellung Gras mähte. Er setzte sich mit ihnen in Verbindung und der Leutnant Jastero willigte zu einer Besprechung am Nachmittag im Wäldchen vor der Stellung ein. Alles wäre glatt gegangen, wenn nicht im nächsten Augenblick zwei österreichische Patrouillen aufgetaucht wären, angesichts welcher die Alpini Reißaus nahmen und Mottl allein ließen, dem es mit Mühe und Not gelang, ohne Schaden durchzukommen.

Dieser Versuch des Fähnrichs Mottl regte nun Pivko an, Ähnliches zu versuchen, waren doch viele slawische Regimenter auf den Sieben Gemeinden in Stellung.

Das Abenteuer von Carzano soll wiederholt werden.

Das mißglückte Abenteuer von Carzano brannte den Italienern wie eine Wunde am Fleisch, hatten sie sich dort doch mit Hilfe der Verräter billige Vorbeeren zu holen gehofft und der Gedanke daran wollte ihnen nicht aus dem Sinn. Der Vertraute Pivkos, der Generalstabsmajor Finzi, besuchte deshalb diesen in Verona auf dem Fort Procolo, das General Radecky im Jahre 1841 erbaut hatte, um die aufklärerischen Venezianer einzuschleichen und legte ihm nahe, Pläne für eine Wiederholung des Unternehmens auszuarbeiten. Alles ging glatt vonstatten und es hätte Anfang Oktober losgehen sollen. Als aber Patrouillen der Überläufer festgestellt hatten, daß dort nicht mehr das stark mit Tschechen vermischte Bosniakenbataillon, sondern an seiner Stelle Truppen aus Oberösterreich standen, wurde das Unternehmen aufgegeben. An dieser Aktion nahmen auch Italiener teil, die slowenisch sprachen und aus dem jüdischen Venetien stammten.

Der österreichische Verräter in Franzensfeste.

Die Italiener hatten einen sehr gut organisierten Spionagedienst und legten viel Wert auf Gefangenenausagen. Deshalb sandte auch Pivko über Auftrag der Spionageabteilung in Vicenza immer wieder Patrouillen aus, um Überläufer zu locken. Tatsächlich wußten die Italiener in vielen Fällen mehr, als es dem gefangenen Offizier selbst bekannt war. Als Pivko einmal in der Rundschafabteilung zu tun hatte, teilte ihm der diensthabende italienische Offizier mit, daß etwas im Anzuge sei, da viele Transporte nach Südtirol abgehen. Auf die Frage, wieso er das wisse, erzählte ihm der Offizier folgendes im Vertrauen:

Jeder Transport nach den Sieben Gemeinden muß Franzensfeste passieren. Dort haben wir einen Bahnbeamten, der jeden Transport in Evidenz führt und alle Daten auf einen acht Millimeter breiten Papierstreifen aufschreibt. Dieser Beamte wohnt aber in Innsbruck und befördert diese Papierstreifen sauber zu Rollchen gerollt dahin zu einem Apotheker, der Sustenpillen fabriziert und diese nach allen Ländern, auch nach der Schweiz,

exportiert. Diese Källchen werden nun in eine solche Packung hineingesteckt, die ein unschuldiges Kennzeichen trägt. Diese Pillen kommen nun meist mit Eisenbahnern bis nach Zürich an den Vertrauten, der sie dann nach Italien schickt. So kommt es, daß wir spätestens in zehn Tagen von jedem österreichischen Transport Kenntnis haben. Gerade jetzt warte ich, bis sich eine 15-Zentimeter-Batterie melden wird, die vorige Woche Franzensfeste passierte.

Dazu sei noch bemerkt, daß die Italiener im Jahre 1918 genau wußten, daß das österreichische Trommelfeuer in der Junioffensive morgens, den 15. Juni, um 8 Uhr 5 Minuten, beginnen wird und deshalb schon um Mitternacht und dann noch einmal um 2 Uhr 35 Minuten einen Feuerüberfall auf die österreichischen Stellungen machten.

Die Region der Jugoslawen wird gegründet.

Der Geburtstag der jugoslawischen Region fällt auf den 16. Oktober 1917. Wie schon oben angedeutet, begegneten die höheren italienischen Kommanden dem Regionärswesen anfangs mit großem Mißtrauen und wollten von einer Einstellung ehemaliger Kriegsgefangener in den Frontdienst nichts wissen, einerlei, ob sie im Kampfe gefangen wurden oder übergelaufen waren. Die erste Gruppe der Regionäre bildete sich aus den Verschwörern von Carzano, für die Pivlo den italienischen Behörden gegenüber, bezüglich Verlässlichkeit, vollständige Garantie übernahm. Die erste Aktion war die Erkundung der Stellung am Masobach zur Vorbereitung für die zweite Carzanoaktion. Die Mannschaft und die Offiziere bekamen italienische Uniformen. Als Abzeichen am Blusenragen an Stelle des Savoyensternes und der italienischen Brigadelichen rotblaue Bigen. Als Kappenemblem ein gesticktes „J“. Die Chargenbezeichnung erfolgte wie bei den Franzosen durch Bigen. Als die ersten Uniformen in Verona austauchten, wurden sie von den Deuten bestaunt. Als nun aber einige Mannschaften auf die Frage, was das „J“ auf der Kappe bedeute, antworteten „Jugoslawe“, das sind Kroaten und Slowenen, gab es erregte Auftritte, denn die Italiener hatten die Kroaten noch aus den Zeiten, als Venedig noch österreichisch war, wegen ihres kriegerischen und mitunter auch grausamen Verhaltens im Kampfe, in schlechter Erinnerung, weshalb die Regionäre oft die Ausrede gebrauchen mußten, daß das „J“ Japan bedeute und daß die Regionäre aus Japan und Amerika gekommen seien, um Italien gegen Österreich zu helfen. Dabei muß festgestellt werden, daß die breite italienische Öffentlichkeit bis zu den höchsten Stellen im Staate über die jugoslawische Bewegung so gut wie gar nicht in-

formiert war. Das einzige Buch, das über die Verhältnisse etwas zu sagen wußte, war das Buch des Dr. Benesch über den Kampf der Tschechen gegen Österreich. Für die Italiener war der einzige Name „Austriaco“ Österreich bekannt. Inthaltes, während sie von den anderen Nationen, außer den Deutschen, meist überhaupt keine Begriffe hatten. Deshalb wunderten sie sich auch, als sie erfuhren, daß Österreich als Regionäre wieder gegen Österreich kämpfen wollten. So etwas war ihrem patriotischen Denken widersinnig und daher stammte auch das ablehnende und mißtrauische Verhalten. Verstärkt wurde dieses noch dadurch, daß im Hinterlande, bis auf die Tschechen, die Slawen immer Loyalitätskundgebungen veranstalteten. Der Generalstabsmajor Fingst sagte einmal zu Pivlo, als er ihn fragte, warum denn in Italien kein jugoslawisches Komitee für die Einigung der Jugoslawen und gegen Österreich arbeite, daß die betreffenden Herren gut daran tun, außerhalb Italiens für ihre Idee zu arbeiten. Wenn sie aber glauben, daß sie dort Fürsprecher für ihre Idee finden werden, die gegenüber Italien auftreten und dieses zur Änderung seiner Politik veranlassen werden, dann befinden sich die Herren auf dem Holzweg. Frankreich und England werden wegen eines eventuell neuen problematischen jugoslawischen Staates nie die Freundschaft eines starken Italiens opfern. England wird sich sehr hüten, die Frage der unterdrückten Völker aufs Tapett zu bringen. Einzig und allein Italien kann den Jugoslawen helfen, denn dieses allein kämpft für den Zusammenbruch und die Zerstückelung Österreichs. „Aber wer soll euch glauben, daß ihr es ehrlich mit uns meint. Wir wollen Tatsachen sehen, wie Carzano, von dem man aber heute nicht sprechen darf, denn es war eine Blamage für uns. Schaffen sie Tatsachen und ganz Italien wird ihnen zugetan sein, wie Marschall Cadorna und ich.“

Damals reifte in Pivlo der Gedanke zur Schaffung einer eigenen Truppe.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 177

TAG: 28. 6. 1929

Wer hat den Weltkrieg entschieden?

Er hieß Alexander Szel. Man merkt der Schreibart des Namens sofort an, daß es sich um einen Ungarn handeln muß, der auf seinem heimatlichen Boden Szel Sándor heißen haben würde, und „szel“ wiederum bedeutet „Stuhl“, so daß an ihm alles echt magyariisch wäre. Aber es war doch kein richtiger Ungar mehr, denn sein Vater hatte sich in Brüssel niedergelassen und eine Belgierin, ob Wallonin oder Flämin wird nicht berichtet, geheiratet. Und der Sohn war das Werkzeug des Schicksals, der um des Landes der Mutter willen das Land des Vaters in das tiefste Unglück stürzen mußte. Die Sache trug sich, kurz zusammengefaßt, so zu, daß Alexander Szel den Engländern das allerheimeiste deutsche Chiffrenbuch verraten konnte, und daß es mit Hilfe der dadurch möglichen Entzifferung der deutschen politischen Depeschen den Engländern und ihrer Partei in Amerika gelang, die Vereinigten Staaten in den Krieg hineinzuziehen, womit die Niederlage der Mittelmächte entschieden war.

Der junge Szel war ein geschickter Techniker, der zur Zeit der Besetzung von Brüssel eben einen neuartigen Funkapparat konstruiert hatte. Von den Deutschen ausgeforscht und wegen des Besitzes der verbotenen Funkanlage eigentlich des Todes schuldig, wurde er begnadigt, da man seine Fertigkeiten zu benutzen gedachte. Er beherrschte auch fünf Sprachen, muß also tatsächlich ein vortrefflicher Kopf gewesen sein. Im deutschen Funkdienste sollte er nun die aufgefangenen Radiogramme der Entente entziffern, und er bewies dabei eine so wunderbare Kombinationsgabe, daß er sehr bald eine unentbehrliche Hilfskraft des deutschen Kommandos wurde und durch verlässliche Dienstleistung sein volles Vertrauen gewann.

Durch die Agenten des englischen Intelligence Service, das von Sir Reginald Hall geleitet wurde, in weibliche Reize gelockt, ließ sich Szel bereben, daß er verpflichtet sei, die Feinde an sein Adoptivvaterland und seine Verbündeten zu verraten. Zur Entzifferung der Depeschen wurde ihm jeweils das deutsche Chiffrenbuch in die Hand gegeben, das sonst, in Blei gebunden, in einem Stahlschrank ruhte. Der junge Mann lernte bei diesen zusammenhanglosen Gelegenheiten die einzelnen Partien des Schlüsselbuches auswendig und war nachher imstande, sie wieder zusammenzukombinieren, gewiß ein Wunder einer Gedächtnisleistung und von Scharf sinn und zudem das Werk von etwa sieben Monaten. Und gerade hatte er es vollendet, als er in der Gesellschaft verdächtiger Belgier gesehen und sofort aus dem Dienste entlassen wurde. Es war ihm bei Todesstrafe verboten, das Weichbild Brüssels zu verlassen, aber mit Hilfe eines der englischen Agenten bereitete er gleichwohl seine Flucht vor und war imstande, im Besitze eines falschen deutschen Passes die holländische Grenze zu erreichen und mit Benützung eines eigens konstruierten Sicherheitsrahmens am 15. August 1915 nächtlicherweise durch den mit Starkstrom geladenen Drahtzaun, der die Grenze abspernte, hindurchzukommen. Seitdem war er verschollen. Alles spricht, nach den jetzt durch die Blätter gehenden Berichten, dafür, daß die Engländer den Mann, nachdem er ihnen das Geheimnis überantwortet hatte, das nur er allein verraten konnte, verschwinden ließen. Alle Nachforschungen des Vaters nach dem Kriege blieben erfolglos, das Intelligence Service gab auf die Anfrage den Bescheid, daß ihm der Name völlig unbekannt sei.

Es gilt nun als ausgemacht, daß den wesentlichen Anstoß zum Eintritt Amerikas in den Krieg jene Depesche des Staatssekretärs Zimmermann gab, in der er den deutschen Gesandten in Mexiko beauftragte,

Mexiko als Verbündeten für Deutschland zu gewinnen durch die Zusicherung, daß die spanischen Staaten der Union, Neumexiko, Arizona und Texas, die seinerzeit Mexiko abgenommen wurden, ihm nach dem Siege wieder zufallen sollten. Überdies war die Herüberziehung Japans in den Bund angeregt. In den Memoiren des amerikanischen Botschafters in London, Page, steht zu lesen: „Weder die Versenkung der „Suffex“, der „California“ und der „Lusitania“, noch die Drohung mit dem uneingeschränkten Tauchbootkrieg haben die Vereinigten Staaten bewogen, den Krieg an Deutschland zu erklären. Die Entscheidung erfolgte nur durch die Enthüllungen des Lord Balfour.“ Und diese Enthüllungen betrafen die Entzifferung der deutschen Mexiko-Depesche durch den englischen Geheimdienst mit Hilfe des von Alexander Szeff gelieferten Schlüssels.

Die Untersuchungskommission des Reichstages hat im Jahre 1921 entschieden, daß der Schritt des Unterstaatssekretärs Zimmermann als der allgemein geübten diplomati-

schen Art, Verbündete zu suchen und sie durch Versprechungen gemeinsamen Gewinns zu fördern, entsprechend, kein Verschulden darstelle und patriotischem Denken entsprungen sei, wodurch die Episode für die deutsche Politik erledigt war. In der Tat war sie infolge des Verrats Alexander Szeffs das endgültige Verhängnis für die Mittelmächte geworden. Dieser Mann des Schicksals hatte der Finanz in Amerika und der englischen Propaganda das Mittel geliefert, durch das sich die lange widerstrebende öffentliche Meinung und der schwankende Wilson selbst in den Wirbel der Kriegshege hineinziehen ließen, so daß binnen wenigen Monaten die Stimmung eines heiligen Kreuzzugs durch das riesige Land brandete. In diesem Kreuzzug verlor der Endsieger, der dem verbluteten Deutschland den Stoß versetzen konnte, 125.000 Soldaten, 30 v. H. davon waren Jäger und 18 v. H. Söhne von Deutschamerikanern, die sich anwerben lassen mußten, um nicht samt den Eltern ausgewiesen zu werden.

An was wir uns erinnern.

Erinnern.

Erinnern? O ja, ich erinnere mich, daß wir auf der Fahrt an den Monzo irgendwo im Gebirge um 11 Uhr nachts auswaggoniert wurden, zur Menage. Wir waren lauter junge Leute, zum erstenmal an die Front, mit Vadeln und Blumen noch beladen. Wir hatten unseren Spaß an allem, woran wir vorüberkamen, und da wir Musik — a Klampf'n, a Fiedel — im Waggon hatten, waren wir herrlich aufgelegt und guter Dinge. Da hielt also der Zug, ein Rästelraten begann, was es da geben würde, ob nur an Schwarzen oder vielleicht sogar dürre Wurst. Auf einmal wurde die ganze Gesellschaft mädchenstill: Am südwestlichen Himmel zuckte es grellgelb und rot und dumpfes Rollen drang zu uns herüber: der erste Kanonendonner! Wie Gespenster schlichen wir zu der Baracke, wo man uns wirklich Wurst, Brot und Kaffee verabfolgte, wir schlichen zurück, keiner rührte den Fraz an, jeder legte ihn zur Seite und starrte hinaus in den zuckenden Himmel.

Erinnern? Das war schon nach dem Durchbruch, nach der Einnahme von Görz, an der Livinza. Der Vormarsch war zum Stehen gekommen, die Italiener hatten sich erholt. Wir waren in einem schloßartigen, drei Stock hohen Gebäude einquartiert. Eine helle Mondnacht — wie lernten wir die Mondnächte kennen! Die Front war ruhig, alles schlief schon. Auf einmal Surren und Drummen, gleich darauf Geulen, ein furchtbarer Einschlag. Als ich die Augen aufreißte, Feuergarben an meinem Fenster vorbei. Gleich darauf Rufe: „Bomben, Flieger!“ und alles rennt in wilder Hast aus den Stockwerken ins Freie. Ich lag da und starrte. Ein Kamerad reißt mich auf: „Hinaus, Bomben!“

und stümt davon. Ich kann kein Glied rühren, das Haus biegt sich nach links und rechts, Fenster, Türen springen auf, bersten, fallen aus den Angeln, und immer diese furchtbaren roten Feuergeraden, vermischt mit der schwarzen, sprühenden Erde. Ich lag gelähmt auf meiner Matratze, dachte an nichts. Es war der erste Bombenangriff, den ich erlebte. Dann wurde es still und die Kameraden kamen zurück. In Senden und Unterhofen, wie sie aufgesprungen waren, und — jeder den am Nachmittag gefassten Brotlaib unter dem Arm. Den „Wims“ hatten sie in der Todesangst nicht vergessen.

Erinnern? Oberleutnant R. war Beobachter bei uns. Seine Fliegerphotos waren berühmt. Er konnte meterlange Streifen zurückbringen von der Front, die aneinanderreihen, als wäre es ein Filmband. Da ließ er sich eines Morgens, als er wieder zu einem Fluge startete, aus meinem Apparat die Gummibänder, die er sich für seine Kamera angefertigt hatte, herausgeben, weil er mit einem andern Flugzeug und einem andern Piloten startete. Dann flog er davon. Am Abend brachte man mir die Gummibänder wieder — er und der Pilot, ein Wiener Kellner, der den ersten Fliegeßflug unternommen hatte, waren abgeschossen worden. Die Gummibänder aber waren vollkommen intakt geblieben.

Erinnern? An das Feldbordell in Udine? In langen Reihen standen die Männer in Feldgrau da, stundenlang angestellt, so wie ihre Frauen, ihre Bräute um Brot. Zehn Prostituierte waren im Hause. In Trupps zu zehn Mann wurde man eingelassen. Ein Sanitätsunteroffizier stand gleich hinter dem Haustor mit einer Injektionspritze; der Eintretende bekam sofort eine Ladung Prolagol. Dann ging es die Stiegen hinauf, die Türen zu den Zimmern waren offen, man konnte zuschauen. Unteroffiziere standen auf dem Gang herum und riefen da und dort zur Tür, auf den dreieigen Strohsack zu: „Gehn ma, gehn ma!“ Und einer nach dem andern der Wartenden kroch hin...

Erinnern? An Luftkämpfe und brennend abstürzende Flugzeuge, an die erste Verwundung, da ich auf einmal, während des Seimfluges schon, Blut über den Rücken rieseln fühlte und nicht wußte, ist es ernst oder nur eine Kleinigkeit, bringe ich mich und die Wunde noch heim oder wird mir im nächsten Augenblick schwarz vor den Augen und alles ist vorbei. Vorbei? Ich war zweiundzwanzig Jahre alt.

Nacht in Schönpaß.

Schönpaß im Kolental, italienischer Ort mit dem deutschen Namen — wenn nicht jetzt dort der Faschismus hauste wie ehemals der Krieg.

Krieg, wäre ich längst hingefahren, um zu sehen, wie es jetzt dort aussieht. Die schöne, breite, völlig aufgefahrene Straße in den Tod; der zerichossene Soldatenfriedhof hinter der Abzweigung zum Feldspital bei Ajovizza, wo es nach Front und Leichen zu riechen begann; Knapp vor Görz, wo die Straße mit elenden Schiffsbehängen gegen Sicht gesichert sein sollte, die Abzweigung nach links zu der vornehmen Villa, deren südlich-liviger Garten nun ein weißes Trichterfeld mit den gelben Spuren des Ekrasits war.

In dem verlassenen Schönpaß hauste ich als Kommandant des Geschütztrains — Fahrstücken und Munitionstraktiere — des Landsturminfanterieregiments Nr. 51. Das war in ruhigen Zeiten ein vielbeneideter „Schwindel“. In schlechten Zeiten waren wir nicht zu beneiden. An der Front hatten sie zum Schutz gegen das Feuer Savernen. Wir hatten nichts.

Kurz vorher war ich auf wenige Tage in Wien gewesen. Sollte schmerzhaft erlebt, wie niemand, keine Seele, begreifen konnte, aus welcher Hölle von Hitze, Todesangst und Lebensgier ich kam; Remarque hat die Qual dieser Urlaube beschrieben. Dann begann die eiste Monzolschlacht.

Tagsüber furchtbares Trommelfeuer auf die Gräben und Sperrfeuer auf alle Zufahrtsstraßen. In der Nacht richteten die Italiener ein schmerzliches Geschütz auf Schönpaß. Es schloß genau alle fünfzehn Minuten.

Diese Nacht lag ich mit der Uhr in der Hand, schrieb einen Brief und wartete auf den nächsten Einschlag. Er konnte hundert Schritte von meinem Haus niedergehen oder zwanzig oder... Wißt ihr, was das heißt, fünfzehn Minuten auf eine Granate warten, wehrlos warten? Diese Nacht werde ich nicht vergessen.

Im Morgengrauen verließen wir den

Ort. Ein paar Tragtiere — Munition und Essen mußten ja hinausgeschafft werden — waren nicht zurückgekommen. Ein Koch war tot. Wir duckten uns zunächst irgendwo an der Straße; aber da war ein Kommando in der Nähe und die Herren fürchteten, der Rauch unserer Fahrflüchen könnte sie verraten. Wir mußten weg und verkrochen uns in den Wald. Dort hausten wir in Zelten. Eine zufällige Granate fand unser Lager, fuhr mitten hinein, riß einem Tragtier den Kopf ab und — explodierte nicht.

Am dritten Tage ging ich nach vorn. Kaum war ich beim Regimentskommando, ging ein tolles Trommelfeuer los: hageldicht auf die hinteren Gräben. Vorn begann der Angriff. Italienische Flieger, wenige Meter hoch, schossen aus Maschinengewehren. Telefon-

Eine proletarische Mutter schreibt:

Es wird einem schier schwummelig im Kopf, wenn man darangehen soll, Kriegserinnerungen zu schreiben. Nur ob der Fülle der Erlebnisse.

Als die Kunde von der Kriegserklärung auch in meine Wohnung drang, war ich weit mehr bestürzt, als ich's selbst jemals von mir geglaubt hätte. Mit Schrecken erkannte ich, daß unsere Internationale zu schwach war, den Krieg auszubalcken. Schwer enttäuscht war ich über die deutsche Bruderpartei, die uns von der Arbeiter-Zeitung immer als Vorbild hingestellt wurde. Gingen erwarben sich die italienischen Genossen meine heißen Sympathien, weil sie sich als entschiedene Kriegsgegner bekannten.

Das waren die Eindrücke, die ich hatte, und schwer bedrückte mich unsere Machtlosigkeit. Nur sehr schwer fügte ich mich in das Unvermeidliche. Meine Augen waren nur auf die politischen Ereignisse gerichtet, an die wirtschaftlichen Folgen dachte ich nicht. Verstandnislos sah ich auf die andern Frauen, die allerhand Lebensmittel fortwährend nach Hause trugen. Ich schalt diese Vororgenden Egoisten, die mit ihren Angstkäufen die Warenpreise hinaustreiben. Später empfand ich es bitter, daß ich's nicht mit den Geschollenen hielt. Durch mein Verhalten waren meine Kinder viel früher dem Hunger preisgegeben als viele andre.

Mein Mann war Dreher; sein Betrieb stellte sich sofort auf Kriegsarbeit um. Hatte der Betrieb vor dem Kriege wenig zu tun, so gab's jetzt Überstunden bis 9 Uhr abends; bald reichte das nicht aus, es wurde Doppelschicht eingeführt, also Tag- und Nachtbetrieb. Also mehr Arbeit, durch den Tod von Mitmenschen mehr Verdienstmöglichkeit. Vor dem Kriege betrug das Wocheneinkommen meines Mannes 26 Kronen, jetzt durch die Überstunden 40 Kronen. Als ich das erste mal soviel Geld auf die Hand bekam, sagte ich, Blut fließt daran und wir dürfen uns darüber nicht freuen. Obwohl es nahelegend gewesen wäre, weil wir sonst immer mit großer Not zu kämpfen hatten. Mein Mann wurde in früheren Jahren wiederholt gemahregelt, des öfteren war er krank, vier Kinder hatten wir auch. Die Freunde über mehr Geld wäre schon berechtigt gewesen. Der Gedanke an das sters fließende Blut hat sie getrübt, bei mir persönlich unmöglich gemacht.

drächte zerhossen, jede Verbindung unmöglich. Nur ein Meldeläufer vom Nachbarregiment, ein Bosniak, kam durch. Grauenvoll, wie weiß dieses braune Gesicht war: wenn alles verlagte, zwang der Befehl den Menschen, durch die Granaten zu laufen.

Dann lief auch ich, lief um mein Leben. Trotz der ersten Gefangenen, die von der Front nach hinten gebracht wurden. Einen italienischen Korporal aus Tunis, mit dem ich — das einzige Mal während des Krieges — französisch sprach. Als ich aus der Feuerzone war, war ich mich ins Gras: die getretete Kreatur atmete Luft und Leben.

Als ich ins Lager kam, berichtete mein Stellvertreter: italienische Flieger waren über uns gewesen, hatten Bomben geworfen. Unsere Landstürmer, polnische, ruthenische und niederösterreichische Banern, hatten sich auf die Knie geworfen und laut gebetet. Was sollten sie, die Wehrlosen, andres tun?

Nie wieder Krieg, das heißt für mich; nie wieder wehrlos gegenüber der Gewalt!

O. P.

Aber es dauerte ja nicht lange, so wurden diese Einnahmen zu wenig; dadurch, daß wir zu Kriegsbeginn gar nichts an Lebensmitteln vorkauften, waren wir viel früher gezwungen, teure oder solche Waren zu kaufen, die sonst für unsere Lebenshaltung gar nicht in Betracht kamen. Oft und oft hatten wir überhaupt nichts zu essen, die Kinder weinten vor Hunger und bekamen allerlei Zustände, wie weiche Knochen, dauernde Kopfschmerzen, Veknässen und dergleichen mehr. Sänftig schliefen sie vor Ermüdung ein. Es war mir trotz aller Mühe nicht möglich, die körperlichen Schäden von den Kindern abzuhalten, wohl aber die moralischen. Ich hüte die seelische Gesundheit meiner Kinder wie kostbare Kunstwerke oder Edelsteine.

Um der Not zu begegnen, versuchten wir unser Glück mit einem Schrebergarten. Ein Stück Grund war bald erworben, also was anbauen? Kartoffeln, natürlich Kartoffeln. Vater, der stets mühtige, lebte wieder auf, seine freie Zeit gehörte dem Garten, und hoffend sahen wir der Ernte entgegen. Nur noch ein paar Tage wollten wir die Kartoffeln in der Erde lassen, damit sie besser ausreifen, sonst sind sie wässrig und ungesund. Wer beschreibt unser Entsetzen, als wir eines Tages ernten wollten und die Ernte war schon weg. Diebe, gestohlen, waren unsere ersten Gedanken. Es traf uns schwer.

Mit den kulturellen Lebensanforderungen war es ebenso schlimm bestellt. Der Seifenmangel war so groß, daß ich nicht imstande war, regelmäßig Wäsche zu waschen und Fußböden zu reinigen, diese Arbeiten hingen immer vom Erhalt einer Seife ab. An ein Bad war nicht zu denken. Wir waren froh, wenn wir uns waschen konnten. Seife war trotz den Korten schwer erhältlich, häufig auch sehr schlecht und mit Ton vermischt, dieser hatte die Eigenschaft, die Haut zu verschmieren. Mit reiner und ganzer Wäsche war es ebenso bestellt, es fehlte der Zwirn zum Flicken und die Zeit dazu auch, man verbrachte dieselbe mit dem Anstellen und sonstigen herumlaufen, um das Notnötige zusammenzutrommeln. Ich will noch des Licht- und Heizmaterials gedenken. Aus Stücken von Fußbodenmatsch und alter Strickmalle machten wir Kerzen. Vater hatte eine Form dazu gemacht. Auch mit Nardidampfen holten wir uns weiter. Da die Holz- und Kohlenquote nicht aus-

reichte und oft mangels an Zufuhren auch nicht ausgegeben wurde, so mußte auch da Rat geschaffen werden. Zuerst kam der Bodenraum daran, als Fußsuh alte Schuhe und Kleider, kaputte Spielsachen, ausgeschriebene Schulhefte usw. Irrendwo erhielten wir abgerebelte Maiskolben, getrocknet waren sie ein vorzügliches Heizmaterial.

Hatte man in der ersten Kriegszeit eifrig die Zeitungsberichte gelesen und kalkuliert, wann wohl das Morde ein Ende haben wird, so wurde man später immer hoffnungsloser. Die Extraausgabenverkäufer wurden kaum mehr beachtet und ihr Ruf „Extraausgabe!“ wurde recht häufig mit dem Spotttruf „Glagenfänger“ beantwortet.

Die Sonnenseite in dieser schweren Zeit war die Parteiarbeit. Mein Mann war Sektionsleiter, durch seine Dienstenteilung im Betrieb konnte er kaum noch etwas machen. Seine Vertrauensmänner und Mitarbeiter waren eingerückt oder sonstwie behindert. Ein ganz alter Genosse war noch da und die Frau eines Eisenbahners, der in der Feuerszone Bahndienst machte. Wir drei hatten von Woche zu Woche die „Volkstribüne“ ausgetragen, manchmal sogar noch wo ein Mitglied a vorben, bis zum Zusammenbruch. Schredlich war das alles, und nach dieser Welt soll es noch eine Hölle geben?

Und heute wohne ich in einem Bau der roten Gemeinde, verfüge über Gas und sonstige Hilfsmittel, daher habe ich Zeit, diese Betrachtungen zu schreiben.

Ph. H.-T.

Unterirdische Arbeit.

Der Krieg war lang — und wir jung, im Kriege zu Sozialisten geworden, entschlossen, mit allen Mitteln an seiner Beendigung zu arbeiten. Wenn wir überhaupt noch an die verordnete Unversität gingen, lasen wir unter der Bank die Auseinandersetzungen im „Kampf“ und die Resolutionen von Zimmerwald und Kiental. Weit öfter saßen wir bei geschlossenen Fenstern, einen Aufpasser im Haus, im Studentenlokal in der Schloßgasse oder bei den Jugendlichen und schmiedeten Pläne. Der Versuch, am 1. Mai 1917 vor das Parlament zu ziehen und dort für den Frieden zu demonstrieren, war durch die Polizei vereitelt worden. Der Adler-Prozess hatte uns unerhört aufgewühlt. Und so beschlossen wir — einige Jugendliche und Studentinnen: Friedrich Adler muß befreit werden. Und eifrig wurden Flugzettel ausgeteilt, in denen wir für einen Annahmittag zu einer Massendemonstration vor dem Parlament aufriefen. Parole: Befreiung Friedrich Adlers! Die unterirdische Arbeit wollte uns nicht. Nie werde ich vergessen, mit welcher ungeheuren Spannung, mit welchem Hochgefühl wir hingen, und richtig, schon herrschte regel Leben vor dem Parlament, die Bänke in den Alleen besetzt, lose Gruppen, die auf und ab gingen. Aber kaum war einer von uns erschienen, als er mit größter Treffsicherheit von einem der ersehnten „Demonstranten“ unter dem Arm gefaßt und — abgeführt wurde. Es waren fast durchweg Spitzel, die unserem Rufe gefolgt waren. Kaum eine Enttäuschung habe ich später so schwer verstanden wie diese.

Nur eine vielleicht noch: den Jännerstreik. Nicht nur die großen Betriebe, alles, was damals jung und sozialistisch war, war in Bewegung. Wir stellten uns den meist illegalen Aktionskomitees der Streikenden zur Verfügung, arbeiteten an ihren Flugblättern mit, trugen sie aus, träumten von Frieden und Revolution, und konnten es nicht lassen, als der Jännerstreik abgebrochen, viele Jugendgenossen verhaftet waren — und der Krieg weiterging. Ein Jugendgenosse, der, obwohl nur auf Urlaub,

so unvorsichtig gewesen war, im Kriegsministerium Flugzettel zu verteilen und strafweise an die Front geschickt wurde, konnte den Zusammenbruch der Hoffnungen nicht überwinden und verübte Selbstmord. Ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, das von der Polizei in ganz Wien gesuchte Mitglied des Aufrufes der Pinkstädler, „Verkauft und verraten!“, schleunigst zu vernichten. Aber wie?

Ich erinnere mich, daß ich einen ganzen Tag lang, die schwere Bleiplatte langsam an mich gepreßt, in Wien herumirrte. Ein

schmelzen? Das ging zu langsam. Vergraben? Das war zu auffällig. Als blieb nur der Donaufanal übrig. Aber schon sammelten sich Menschen, die der vermuteten Kindeswegleitung interessiert zusahen. So wurde die Platte schließlich doch den Flammen übergeben und mit ihr verging eine große Hoffnung im Rauch...

Die Kriegszeit war schwer und hart — aber so jung, so fähig und gläubig war man niemals wieder ... Rätke L.

Jahrgang 1904.

Als der Weltkrieg ausbrach, waren wir zehn Jahre alt. Wir kamen eben in die fünfte Volksschulklasse. Wir waren überall begeistert dabei: Als die Veteranen für ihren Rußkapellen Tag für Tag über die Ringstraße zogen und der Durrapatriotismus durch die Stadt roste; als dieselben Veteranen wenige Wochen später mit ihren Bernalgeborenen ihre lächerliche Wache auf den Prater des Wienflusses bezogen; als die ersten Regimenter zu den Bahnhöfen marschierten und als die ersten erbeuteten russischen und serbischen Geschütze vor dem Kriegsministerium und vor der Hofburg aufgestellt wurden. Am 18. August — des alten Kaisers Geburtstag — veranstalteten wir Feste in den engen Höfen der Volkshäuser Kaiserfeiern. Wir ließen Feische knallen und Raketen steigen.

Einer unter uns, der Sohn eines kleinen Drechslermeisters, drehte ein kleines Holzmodell eines Artilleriegeschützes; im Freundeskreis wurde es mit Tapferkeitsmedaillen — ein Raub eines Heiler — bezeichnet. Um den Erlös kauften wir „Wagnisse“ und „Drama“ und verteilten sie an verwundete Soldaten. Viele unserer Lehrer wurden eingerückt, manche gefallen. Wir wurden von jungen Barichen, von Frauen, von Kranken und alten Männern unterrichtet. Der Unterricht währte zwei bis drei Stunden im Tag! Manche unter den Lehrern erzogen uns im Geiste eines heftigen Nationalismus. Nach jedem Sieg österreichischer Truppen wurde die Schülerchaft im Turnsaal versammelt, der Herr Direktor hielt eine „gündende Rede“, wir sangen „Gott erhalte!“ und hatten einen schaufreien Nachmittags. Einmal erzählte er uns — 100 Jährig und Bierbrühchen —, „die Idee des Sozialismus ist für ewig tot!“ Wir konnten nichts damit anfangen, aber wir hatten schwarze Fahnen auf Ständen in die Karten unseres Schultaschen.

Von sechs eingerückten Verwandten waren bis zum Jahre 1916 drei gefallen; die übrigen schickten uns Kindern Feldpostkarten aus Serbien mit vielen Grüßen und der Versicherung, recht brav zu sein. Aber wir hungerten, unsere Eltern hungerten. Wir waren von sieben Uhr abends bis zum nächsten Tag um elf Uhr vormittags vor den Lebensmittelgeschäften angestellt. Wir warteten auf der Straße vor den Häusern. Einmal waren wir um Kartoffeln angehalten. Der Kaufmann ließ an der Kasse drei Kilogramm Kartoffeln bezahlen und mit anderen Abfertigung der

Runden an zwei Stellen ausgeben. Es war im Winter, haben wir morgens und fester. Ich bekam beim ersten Stand drei Kilogramm Kartoffeln, fragte ich mich zum zweiten Stand, tat, als ob ich nicht bekommen hätte. Ich hatte meinen Kopf und erhielt noch drei Kilogramm. Heute, wenn man mich erspicht, habe ich immer noch „drei“ Kartoffeln? Ich ging zwei Jahre lang jeden Morgen um

17 Uhr früh eine halbe Stunde lang in einen andern Bezirk um ein Viertelliter Milch anstellen, weil man sie in unserem Bezirk überhaupt nicht bekam. Wir nahnten uns von Raibbrot, Braten, Palmrößen und hungerten. In der Schule wurde Hungeralarm geübt: wenn die Glocke schrillte, wurden wir in den Keller geführt. Wir kannten alle Truppengattungen, Chargen und Auszeichnungen. Wie einst die Schuljugend Briefmarken, so sammelten wir Patronen, Raketen, Kriegsbilder.

Wir litten fürchterlich Hunger; immer mehr ernüchert und verbittert schlich halbverhungert das Volk durch die Straßen.

Dann ein ungeheures Erlebnis: Der Jännerstreik 1918. Arbeiter zogen durch die Straßen. Gerüchte schwirrten durch die Stadt, in der Schule warnen Lehrer die Fuben unter Androhung schwerster Strafen, an den Rundgebungen teilzunehmen. Wir merkten zum erstenmal: es gibt noch eine andre Welt, von der wir bisher nichts wußten.

Von nun ab lasen wir täglich beim Nachbarn erst heimlich, dann offen die Arbeiterzeitung. Sommer 1918: Die Schule ist zu Ende, der Kriegsausbruch auch — bei jung und alt. Ein paar Wochen danach komme ich in die Lehre, in einen Betrieb mittlerer Größe. Der kleine Lehrling wird dem Herrn Major, dem militärischen Leiter des Betriebes, vorgestellt. Der kleine mittert: Der ist der Feind! Ein paar Wochen später kommen Telegramme, mandern durch alle Hände; der Lehrling bekommt sie zum Ablegen: „Militärmagazin Ostböhme und Graz — Storniert alle Aufträge!“ Der Krieg war zu Ende. In den Straßen standen die Arbeiter, die Soldaten trugen rote Raketen, desgleichen viele Offiziere, den übrigen riß man die kaiserlichen Abzeichen herunter.

Am 12. November 1918 standen wir hungrig und geldmüde vor dem Parlament, aber wir glaubten an den nahen Sieg des Sozialismus. Wir wollten Sozialisten werden und wurden es. Pi.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 210

TAG: 1. 8. 1929

1. August.

15 Jahre sind es her, da der Weltkrieg seinen Anfang nahm. Viereinhalb Jahre dauerte die Zeit, in der Opfermut und Heldentum sich mit Grauen und Elend paarten, den größten, die die Menschheit je erlebt hat. 70 Millionen Mann standen in Uniformen gegeneinander an den Kampffronten — 70 Millionen, also mehr als die Gesamtbevölkerung Deutschlands. An 2000 Deutsche fielen täglich an der Front. Alle am Kriege beteiligten Staaten verzeichneten gegen 11 Millionen Tote. Und 25 Millionen Verletzte; davon blieben rund 10 Millionen verstümmelt. Es gab Heere wie etwa das rumänische, die 34 Prozent Tote hatten. Der Durchschnittsverlust der Entente (Kriegsgefangene und Kriegsverletzte mitgerechnet) betrug 52,3 Prozent, der der Mittelmächte 67,4 Prozent.

Eine Newyorker Zeitung hat vor Jahren zu versinnbildlichen gesucht, was 11 Millionen Tote bedeuten; sie schrieb folgendes: „Stellen wir uns einmal vor, daß die britischen Toten die Straße hinabmarschieren. Im Morgengrauen brechen sie auf, in Reihen zu zwanzig. Bis Sonnenuntergang marschieren sie und am nächsten Tag ebenso und am nächsten, nächsten . . . zehn Tage lang. Noch 11 Tage mehr marschieren die toten Franzosen. Die Russen brauchen das Tageslicht weiterer fünf Wochen. Zweieinhalb Monate würden die Toten der Alliierten brauchen, die Toten der Feinde etwa sechs Wochen. Vier Monate lang Menschen, die im Kriege getötet wurden, vorbeimarschierend . . . immerzu . . . in Reihen zu zwanzig.“

Die Blutopfer des Krieges werden vermehrt um die Riesenarmee aller derjenigen, die indirekt, körperlich und moralisch unter dem Krieg zu leiden hatten und heute noch zu leiden haben. Die ungeheure Erschütterung, die das Drama 1914 — 1918 für die ganze Welt bedeutete, — ist sie spurlos und endgültig verschwunden? Das werden nur

dieserjungen behaupten, die nicht sehen und nicht hören wollen, was um sie herum geschieht. Freilich, es ist vielleicht ein Glück für die Menschen, daß sie über das Vermögen des Vergessens verfügen — aber so weit reicht dieses Vermögen doch nicht aus, um die Auswirkung der tragischen Ereignisse, die vor 15 Jahren ihren Anfang nahmen, aus dem heutigen Leben zu streichen. Vieles, allzu vieles hat sich seitdem geändert, und wir alle sind nicht mehr die von Anno 1914. Die Zeiten, die hinter uns liegen, werden noch auf Generationen ihre Schatten werfen.

Viel hat sich seit dem 1. August 1914 geändert — viel ist beim alten geblieben. Man hat gelitten und hat die größten und heiligsten Opfer gebracht — und man hat weniger daraus gelernt, als gelernt werden mußte. Der Krieg, der allgemein als der „letzte“ empfunden wurde, wird nicht der letzte sein — das weiß man heute wieder mit völliger Sicherheit. Fast jeder Tag lehrt diese Wahrheit. Keine schönen Worte können darüber hinwegtäuschen, daß hinter den Sicherheits- und Nichtangriffspakten und hinter den Freundschaftsverträgen und Friedensbekundungen alle Arten tiefer Beg. säße stecken, die, von Rüstungen unterstützt und genährt, früher oder später an irgend einem Ort zum Ausbruch kommen und einen neuen Weltbrand auslösen werden. Eben hat man am mandch. irischen Konflikt erlebt, wie leicht es zu einem solchen Brand kommen kann und wie wenig dazu fehlt, um ein neues erschreckendes Datum neben dem 1. August 1914 in die Weltgeschichte einzuprägen.

Diese drohende Unsicherheit, die durch keine Beteuerungen aus der Welt geschafft werden kann, benützen die Kreise, die von Moskau aus den Anbruch einer neuen Ära erhoffen, u. eine Demonstration zu veranstalten, deren offizielles Ziel der Kampf gegen den

Krieg und gegen die Kriegsgefahr ist, deren tatsächliches Ziel aber die Mobilmachung der Geister für einen anderen Krieg bedeutet, den Krieg gegen die bestehende soziale und staatliche Ordnung. Der 1. August 1914 war rot vom Blute der 11 Millionen, die durch ihn den Tod fanden. Der 1. August 1929 soll rot werden seiner Gesinnung nach, vielleicht auch blutiger wie der Gedank, dem er gewidmet ist...

Es wurde viel in der letzten Zeit darüber gesprochen, daß die Stimmung in Rußland in diesen Tagen eine allzu große Ähnlichkeit mit der Stimmung Europas vor 15 Jahren habe. Die Kriegslust, die Bereitschaft zur Verteidigung des Landes und seiner Ehre, kampflustige Kundgebungen, Haß gegen den Feind und Siegesgewißheit, ja ein Rausch, der sich der Menschen am 1. August 1914 vielerorts bemächtigte — alles das findet sich nunmehr in Sowjetrußland oder wird jedenfalls von der Presse und den Verfassern der Resolution als existierend dargestellt. Man pflügt in Moskau und in den Moskau befreundeten Kreisen mit allem Nachdruck zu betonen, daß ein Krieg, den Sowjetrußland

zu führen gezwungen würde, ein ganz besonderer Krieg wäre, ein Krieg, der keine Analogie mit dem Weltkrieg hätte.

Das ist Sache der Ansicht und Überzeugung. Tatsache bleibt, daß ein solcher Krieg, wie die Idee auch sein mag, unter deren Namen er geführt wird, unwiderruflich zu einer allgemeinen Katastrophe führen müßte, von der kaum irgend ein Land verschont bleiben würde. Darüber ist man sich in Moskau im klaren. Darüber ist man sich im klaren auch überall außerhalb Moskaus. Im Kreml wird Weltrevolution gemacht; sie wird nicht heute ausbrechen, aber eine Probemobilisierung ist im Gange, und sie soll die Kraftreserven des Bolschewismus, die Stärke der kommunistischen Parteien in allen Ländern, der Welt zeigen. Die Parole ist in Wahrheit nicht Demonstration gegen Imperialismus und Krieg, sondern nach wie vor wird die Fahne Lenins enthüllt, auf der die vier Kriegsziele stehen: Auffindung oder Schaffung gesellschaftlicher Widersprüche, bewußte Verschärfung der Gegensätze, beschleunigte Angriffstaktik und Zerstörung aller bestehenden Formen.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 252

TAG: 12.9.1929

Ein österreichischer Kämpfer für den Paragraph 231.

Von Dr. Albert Ritter.

I.

Das deutsche Volk hat durch den Hingang des Historikers Hans Delbrück einen gar nicht zu ersetzenden Verlust erlitten. Dieses Urteil, das der Erfahrung, daß kein Mensch unersetzlich sei, so ganz widerspricht, wird eine betrübliche Bestätigung finden, wenn einmal die Forderung der Nation, daß die Kriegsschuldfrage aufgerollt werde, von der Regierung nicht mehr durch bloße Erklärungen umgangen werden kann. Delbrück war der Mann, der als Kämpfer für Deutschlands Recht in der ganzen Welt angehört werden mußte, weil ihm eine völlig unanfechtbare Autorität zu Gebote stand, er war der Mann, der auch in dem Lager der deutschen Ankläger Deutschlands und von den Leisetretern nicht als Wortführer des ihnen verhassten Nationalismus oder der Vorkriegsherrenklasse abgelehnt werden konnte, weil er in der Kaiserzeit und während des Krieges stets der geltenden Strömung entgegengewirkt und dann nach der Umwälzung den Anschluß an die Republik als eine nationale Pflicht erklärt hatte. Sein Standpunkt, den er zuletzt noch in der vom Minister Beder verhinderten Rede bei der Kundgebung der Universität Berlin vertreten wollte — die Rede erschien dann in den „Preussischen Jahrbüchern“ — war der: Deutschland ist nicht nur nicht allein schuldig, wie der Paragraph 231 und die Mantelnote zum Diktat es behaupten, sondern es ist ganz und gar unschuldig an der Entstehung des Weltkrieges!

Mit Delbrück ist nun der wertvollste Zeuge dieser Wahrheit aus der Welt geschieden, und so hoch die Arbeit etwa eines Alfred von Wegerer und anderer Fachmänner aus dem Kreise der „Berliner Monatshefte“ einzu-

schätzen ist: die internationale Geltung, die Delbrück besaß, steht keinem deutschen Kämpfer gegen die Schuldfrage mehr zur Seite. Dafür wird sich umsomehr die leichte und dabei gefährliche Art eines Emil Ludwig breitmachen können, der Deutschland mit dem Opium seiner Phrase, daß es nicht schuldiger sei als die anderen, und mit der Verschiebung der Anklage auf Österreich einlullen möchte, damit der von so vielen Linkspolitikern gefürchtete rücksichtslose Kampf um das Recht ja nicht ausbreche und der Irrwahn der Pazifisten, daß aus einer Lüge ein wahrer Frieden erwachsen könne, nicht gestört werde.

Im Sinne Hans Delbrücks muß der Kampf gegen die Kriegsschuldfrage auf die Art geführt werden, daß die Antwort auf vier Fragen gefordert wird:

1. Ist der Regierung Wilhelms II. nachzuweisen, daß sie jemals einen Krieg gegen Rußland, Frankreich oder England gewünscht oder für den Fall eines Krieges gegen eine dieser Mächte bestimmte Gewinnpläne gehegt hat? Die Antwort auf diese Frage kann nach allen vorliegenden Beweisen nur lauten: Nein!

2. Ist einer der drei Ententemächte nachzuweisen, daß sie in den Jahren seit 1890 einen Allianzkrieg gegen Deutschland gewünscht und für den Fall eines solchen Krieges im voraus bestimmte Gewinnpläne gehegt hat? Die Beweise liegen vor, daß diese Frage mit einem Ja zu beantworten ist. Solche Pläne wurden in Rußland und in Frankreich zwei Jahrzehnte lang gehegt und in England öffentlich erwogen.

3. War es möglich, daß die Politik Serbiens gegenüber Österreich-Ungarn nicht in einen Krieg auslief, wenn Österreich nicht freiwillig auf seine Balkangebiete verzichtete? Die Antwort lautet: dies war ausgeschlossen; wenn Österreich seine Gebietshegemonie wahren wollte, mußte es den Kampf, den Serbien unbedingt haben wollte, aufnehmen.

4. Wer trägt die Schuld, daß Österreichs Abwehrkampf gegen Serbien trotz seiner feierlichen Versicherung, daß es keinen Gewinn davontragen wolle, zu einem europäischen Krieg anwuchs? Die Entente; Rußland ließ Österreichs Kampf um seinen ruhigen Bestand nicht zu und Frankreich weigerte sich, seine Neutralität auszusprechen. Beide wollten, daß entweder die serbische Gefahr für Österreich bestehen bleibe oder ein allgemeiner Krieg entstehe.

Auf diese Art ist der Faden des Welt-dramas bloßzulegen, und man gelangt zu dem Urteil, daß ein durch die geschichtliche Entwicklung unausweichlich gewordener Prozeß ablief, daß die Anwendung moralischer Wahrsprüche in diesem Fall überhaupt fehl am Orte, ja geradezu kindisch ist, daß aber, wenn solche Bewertungen aufgestellt werden, alles sittliche Recht auf der Seite der Mittelmächte und alle Raublust, aller Haß, aller Neid und alle Lüge auf der Seite der Entente zu finden sind. Nichts kann Deutschland mit Recht vorgehalten werden, als eine ungeschickt polternde Politik, die aber nichts bedeutete neben dem Besitz von Elsaß-Lothringen, der zweitgrößten Welthandelsziffer und der Freundschaft mit Wien, die den Panславismus gegen Berlin in Marsch setzte. Der Tag wird kommen, an dem die deutsche Sache in diesem Sinne, wie Delbrück sie verfaßten wollte, siegreich sein wird.

Nun aber haben zunächst wieder innere Widersacher das große Wort: Emil Ludwig, der mit seinem Büchlein „Juli 14“ wieder einen Fischzug unternahm, der Mann, der das Weltkriegsproblem auf die Frage vereinfacht, welcher böse Bube in dem friedlichen Europa in jenem Monat nach Sarajevo un-
vermutet eine wüste Rauferei hervorgerufen habe, und dann ferner ein Fanatiker in Wien, Herr Professor Heinrich Ranner, der seinerzeitige Herausgeber der „Zeit“, der seit bald zehn Jahren durch Aufsätze in international gerichteten Blättern, in Broschüren und sogar in einer eigenen Monatschrift, „Der Krieg“, mit eintöniger Unermüdlichkeit die Anklage wiederholt: Deutschland trägt die Schuld am Weltkrieg, weil es der Wiener Regierung die Vollmacht erteilte zu einer Politik, von der beide wußten, daß sie zum Krieg mit Rußland und mit Frankreich führen müsse.

Selbstverständlich bleibt die Tätigkeit des Wiener Professors nicht ohne Wirkung, sie ist, wenn auch nicht im gleichen Grade, als ebenso verhängnisvoll zu bezeichnen, wie die F. W. Försters, der mit aller Gewalt Deutschland auf die Armesünderbank zwingen will. Ja Ranners Gedankengänge scheinen

den Försterschen sehr nahe verwandt, in der „Prager Presse“ berichtete er ganz zustimmend über den Vortrag eines amerikanischen Professors Turner, der die Behauptung aufstellte, Deutschland schade sich in Amerika umsomehr, je größeren Erfolg seine Propaganda gegen den Paragraph 231 anscheinend habe, denn die Mehrheit der Amerikaner bleibe auf dem Standpunkt, daß sich das deutsche Volk nur durch die stärkste

Verdammung des kaiserlichen Militarismus allmählich rehabilitieren könne, sich aber durch seine Propaganda wiederum zu Wilhelms Tyrannenplänen bekenne. Herr Ranner wird mit solchen Mahnreden ebenso wenig Glück haben wie sein Kollege Förster, der es mit seiner Morallehre vereinbar findet, daß der Unschuldige das Urteil auf sich nehmen müsse, damit ihm der wahre Übeltäter verzeihen könne!

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 12. 9. 1929

Ein österreichischer Kämpfer für den Paragraph 231.

Von Dr. Albert Ritter.

II.

Indessen ist zu sagen, daß Kanners monomane Anklage nicht uninteressante Zusammenhänge aufstellt. Seine Beweisführung für die Grundbehauptung, daß Deutschland durch die von den Generalstabschefs Moltke und Conrad von Hötzendorf im Jahre 1909 vereinbarte Übereinkunft über das gemeinsame Vorgehen gegen Rußland gezwungen gewesen sei, am 1. August an Rußland den Krieg zu erklären und damit die formelle Verantwortung für den Ausbruch der Weltkatastrophe zu übernehmen, erscheint durch die Zusammenstellung aller Dokumente und zeitlichen Daten so wohl gestützt und so einleuchtend, daß man sich ihr kaum entziehen kann. Dies umsoweniger, als man ohnehin geneigt ist, dem Wunsche nachzugeben, daß man wenigstens einen verständlichen Grund für die größte Verurteilung, die in allen Jahrtausenden begangen wurde, kennenlerne, für die Aussendung der Kriegserklärungen aus Berlin, das nie die Absicht gehabt hatte, jemanden anzugreifen!

Heinrich Kanner hat seinen Horizont nicht weiter gespannt als Emil Ludwig und zahlreiche deutsche Linkspolitiker, als die Mehrheit der Amerikaner und als die schwindende Anzahl der Europäer, die den Trugreden ihrer Führer noch Glauben schenken, daß der Krieg eine vermeidbare Freveltat gewesen sei. Daß die große Frage zur Lösung stand, ob Österreich-Ungarn sich dem Schicksal des Zerfalles freiwillig unterwerfen oder seinen vierhundertjährigen Bestand mit dem Notrechte jedes Organismus verteidigen wolle, das einzusehen liegt dem Herrn Professor meilenfern. Sein Standpunkt hätte

eine Begründung, wenn man nachträglich behaupten wollte, im Juli 1914 wäre die Frage an die Völker Österreich-Ungarns, ob sie den Zerfall der Monarchie wünschten, von ihnen mit Mehrheit bejaht worden. Diese Behauptung kann wohl nicht aufgestellt werden, sie erscheint vielmehr durch die Tatsachen, durch die Art, wie der Ruf zum Kampf aufgenommen wurde vollständig widerlegt. Wer nun heute, und das ist allerdings der volkstümlich gewordene Standpunkt, den letzten Daseinskampf der Habsburger-Monarchie als einen von diplomatischen und militärischen Abenteurern und Idioten in verbrecherischem Leichtsinne eingeleiteten Massenmord an einem harmlos unwissenden Volk zu einem verächtlichen Abscheu stempeln will. — der begeht selbst eine Schandtat an aller objektiven Wahrheit, an der Majestät der Geschichte, an der Heldengröße der letzten Kämpfer für die Idee des Donau-Völkerstaates, die wahrlich nicht schlechter war als das Wilson-Evangelium, das im heutigen friedlosen Wirrwarr zwischen Ostsee und Ägäis sich verwickelte.

Von deutscher Seite ist dem streitbaren Wiener Professor wiederholt entgegengetreten worden. Der Kriegsschuldforscher General Graf Max Montgelas hat sich mit ihm in der pazifistischen „Weltbühne“ auseinandergesetzt, an der Universität Bonn hat das Historische Seminar unter der Leitung von Professor Friß Kern eine fachliche Nachprüfung der Kannerschen Thesen vorgenommen und darüber in der „Kölnischen Volkszeitung“ (28. April 1929, Nr. 297) Bericht erstattet. In der Polemik Montgelas-Kanner sehen wir immer wieder Behauptungen und Beweise gegeneinandergestellt und die Entscheidung schließlich mehr dem Parteistandpunkt des Lesers anheimgegeben, die Untersuchung des Bonner Seminars aber widerlegt den Standpunkt Kanners vollständig. Und zwar durch den Nachweis, daß

Suchomlinow und Greh das von Wien aufgestellte Kriegsziel ausdrücklich billigten und in seiner Durchführung keine Provokation der andern Mächte erblickten: bis in ihrem Kreise selbst der Wille, den Krieg zu entfesseln zum Durchbruch kam. Daneben gelangt das Seminar auch zu dem Schluß, daß die Abmachungen Conrads und Moltkes keinen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge zu Ende Juli gehabt hätten, da auch in den Jahren vorher ähnliche Lagen bestanden hatten, Deutschland aber stets hindernd eingreifen konnte, ohne daß Wien sich auf vertragliche Verpflichtungen berief. Diese Beweisführung erscheint mir indessen weniger zwingend als jene in der andern Frage, die durch die Aussprüche der beiden Ententeleiter unwiderleglich geklärt ist.

In der Sache Kanner liegt eine ernste Pflicht für Österreich vor. Kanners Anklagesystem läuft darauf hinaus, daß die Wiener Politik den Weltkrieg verschuldet hat und das Deutsche Reich in ihn hineinzwang, das seinerseits die Missetat zu verantworten habe, daß es sich der Willkür Wiens mit gebundenen Händen auslieferte und unter diesem Druck als Angreifer auftreten mußte. In Wien war das eigentliche Verbrechen, in Deutschland die verbrecherische Dummheit zu Hause, sein Schicksal Bankrotteuren überantwortet zu haben. Mit einer solchen Anklage belastet, könnte Österreich wahrlich nicht guten Gewissens die Vereinigung mit dem Reiche suchen, das ihm noch in ferner Zukunft vorhalten könnte, es sei die Ursache der Katastrophe der Nation geworden, aus der es einen Aufstieg nie mehr geben kann, wie er von 1870 an gesichert schien. Also müssen österreichische Fachmänner auftreten, die zur Ehre der alten Monarchie und zur Ehre und Rechtfertigung des Reiches Doktor Kanner entgegentreten. Seine Anklage fällt mit seiner Grundthese, daß die Auseinandersetzung mit Serbien auf der Willkür der Monarchie beruht habe, und was könnte leichter geleistet werden als der Beweis dafür, daß jene Behauptung ein Unsinn ist, daß vielmehr Österreich zum Appell an die Waffen gezwungen war, wenn es seinen Weiterbestand sichern wollte. Es ist aber unerlässlich, daß die Klärung erfolge, daß Heinrich Kanner in Österreich selbst durch eine unausweichliche Widerlegung zur Einstellung seines fanatischen Kampfes gegen Deutschlands Recht und Ehre gezwungen wird. Das deutsche Volk wird immer stürmischer fordern, daß seine Regierung die Frage der Kriegsschuld einer Entscheidung zuführe, und es geht nicht an, daß ihm dabei von Österreich aus fortwährend in den Rücken gefallen wird.

Bei Kriegsausbruch in Wien

Von
LEO TROTZKI

Der Almanach des Verlags S. Fischer für 1930 enthält Auszüge aus Trotskis Memoiren, die am 14. ausgegeben werden. Das nachfolgende Stück daraus wird gewiß unsere Leser, als Österreicher von ehedem, interessieren.

Auf den Wiener Zäunen erschienen Aufschriften: „Alle Serben müssen sterben.“ Das wurde der Ruf der Strassenjungen. Unser jüngster Knabe, Serjoscha, wie immer vom Geiste des Widerspruchs erfüllt, proklamierte auf der Siemeringer Wiese: „Hoch Serbien!“ Er kehrte heim mit blauen Flecken und einer Lehre der internationalen Politik.

Buchanan, der frühere englische Gesandte in Petersburg, erzählt in seinen Memoiren mit Begeisterung von den „ersten wundervollen Augusttagen“, als „Rußland wie völlig verwandelt erschien“. Ähnliche Aussprüche der Begeisterung kann man auch in den Memoiren anderer Staatsmänner finden, wenn sie auch nicht so vollkommen die selbstzufriedene Beschämtheit der regierenden Klassen personifizieren wie Buchanan. In allen europäischen Hauptstädten waren die ersten Augusttage in gleicher Weise „wundervoll“, alle Länder gingen wie „verwandelt“ an die Arbeit ihrer gegenseitigen Vernichtung.

Besonders unerwartet kam die patriotische Erhebung der Massen in Österreich-Ungarn. Was trieb den Wiener Schuhmachergesellen, den Halbdutschen Halbtschechen Pospischil oder unsere Grünframhändlerin Frau Marešch oder den Droschkentritscher Frankl auf den Platz vor dem Kriegsministerium? Der nationale Gedanke? Welcher? Österreich-Ungarn war die Verneinung der nationalen Idee. Nein, die bewegende Kraft war eine andere.

Solcher Menschen, deren ganzes Leben, tagaus, tagein, in monotoner Hoffnungslosigkeit verläuft, gibt es viele auf der Welt. Auf ihnen beruht die heutige Gesellschaft. Die Marmorglocke der Mobilisierung dringt in ihr Leben wie eine Verheißung. Alles Gewohnte, das man tausendmal zum Teufel gewünscht hat, wird umgeworfen, es tritt etwas Neues, Ungewöhnliches ein. Und in der Ferne müssen noch unübersehbare Veränderungen geschehen. Zum Besseren oder zum Schlimmeren? Selbstverständlich zum Besseren: kann es denn Pospischil schlimmer ergehen als zu „normalen“ Zeiten?

Ich wanderte durch die Hauptstraßen des mir so gut bekannten Wien und beobachtete die für den prunkvollen Ring so ungewöhnliche Menschenmenge, in der Hoffnungen lebendig wurden. Und hatte sich ein Teilchen dieser Hoffnungen nicht schon heute verwirklicht? Hätten

nicht zu einer anderen Zeit die Gepäckträger, Wäschefrauen, Schuhmacher, Gehilfen und die Halbbrüchigen der Vorstadt auf der Ringstraße als Herren der Lage fühlen können? Der Krieg erfasst alle, und folglich fühlen sich die Unterdrückten, vom Leben Betrogenen mit den Reichen und Mächtigen auf gleichem Fuße. Das soll nicht paradox scheinen, daß ich in der Stimmung der Wiener Menschenmenge, die zum Ruhme der Habsburger Waffen demonstrierte, jene Merkmale wiederfand, die ich von den Oktobertagen 1905 her im damaligen Petersburg kannte. Ist doch der Krieg in der Geschichte häufig der Vater der Revolution gewesen.

Welche Stellung zum Kriege fand ich bei den leitenden Kreisen der österreichischen Sozialdemokratie? Die einen frohlockten offen, besudelten die Serben und Russen, ohne viel Unterschied zwischen Regierung und Volk zu machen: das waren die organischen Nationalisten, vom Laß der sozialistischen Kultur nur wenig bedeckt, und auch der Größte ihnen jetzt schändlich mehr und mehr ab. Ich erinnere mich, wie Deutsch, später so etwas wie ein Kriegsminister, offenherzig von der Unvermeidlichkeit und Heilsamkeit dieses Krieges sprach, der Österreich endlich vom serbischen „Alpdruck“ befreien wird. Die anderen — an deren Spitze Viktor Adler stand — verhielten sich zum Krieg wie zu einer Naturkatastrophe, die man überstehen müsse. Diese abwartende Passivität diente dem aktiv nationalistischen Flügel als Deckung. Der eine oder der andere erinnerte sich tief sinnig an den deutschen Sieg von 1871, der der deutschen Industrie einen mächtigen Stoß vorwärts gegeben hatte, und damit auch der Sozialdemokratie.

Am 2. August erklärte Deutschland Rußland den Krieg. Schon vorher begann die Abreise der Russen aus Wien. Am 3. August, morgens, begab ich mich in die Wienerzeile, um mit den sozialistischen Deputierten zu beraten, was wir russischen Emigranten machen sollten. Friedrich Adler kamte in seinem Arbeitszimmer mechanisch weiter in Büchern, Papieren und Karten für den internationalen sozialistischen Kongreß, der demnächst in Wien stattfinden sollte. Aber der Kongreß war bereits in die Vergangenheit versunken. In die Arena waren andere Kräfte getreten. . . . Der alte Adler schlug mir vor, mit ihm zusammen gleich an die Urquelle, das

heißt zu dem Chef der politischen Polizei, Behr, zu gehen. Im Auto, unterwegs zur Präsektur, machte ich Adler darauf aufmerksam, daß der Krieg äußerlich eine festliche Stimmung hervorgerufen habe. Es freuten sich alle jene, die nicht in den Krieg zu gehen brauchen, antwortete er mir. Außerdem strömen jetzt alle Ueberspannten, alle Verdrühten auf die Straße, das ist ihre Zeit. Die Ermordung Jaurès ist nur der Anfang. Der Krieg entfesselt alle Instinkte, alle Arten des Wahnsinns.

Psychiater seinem alten medizinischen Fach nach, ging Adler an politische Ereignisse, besonders an österreichische — wie er ironisch zu bemerken pflegte —, oft vom psychopathologischen Standpunkte heran. Wie weit war er in jenem Augenblick von dem Gedanken entfernt, daß sein eigener Sohn einen politischen Mord begehen würde. In der Zeitschrift „Kampf“, die vom Adler-Sohn redigiert wurde, hatte ich gerade am Vorabend des Krieges einen Artikel über die Unhaltbarkeit des individuellen Terrors veröffentlicht. Es ist bemerkenswert, daß der Redakteur diesen Artikel sehr gelobt hatte. Der terroristische Akt Friedrich Adlers war ein Aufhäumen des verzweifeltsten Opportunismus, nichts weiter. Nachdem er seiner Verzweiflung einen Ausweg gegeben hatte,kehrte Adler auf sein altes Geleise zurück.

Behr sprach vorsichtig die Vermutung aus, daß schon am andern Morgen früh ein Befehl zur Verhaftung der Russen und Serben herausgegeben werden würde.

„Also, Sie empfehlen abzureisen?“

„Je schneller, um so besser.“

„Schön, ich fahre morgen mit der Familie in die Schweiz.“

„Um ... ich würde es vorgehen, Sie täten es heute.“

Dieses Gespräch fand um 3 Uhr mittags statt, und um 6.10 sah ich schon mit meiner Familie im Zug, der nach Zürich fuhr. Hinter mir blieben siebenjährige Verbindungen, Bücher, Archive, angefangene Arbeiten, darunter eine Polemik gegen Professor Masaryk über die Schicksale der russischen Kultur.

Das Telegramm von der Kapitulation der deutschen Sozialdemokratie erschütterte mich mehr als die Kriegserklärung. Obwohl ich von einer naiven Idealisierung des deutschen Sozialismus weit entfernt war. Im Jahre 1905 und auch später schrieb ich wiederholt: „Die europäischen sozialistischen Parteien haben einen eigenen Konservatismus ausgearbeitet, der um so stärker ist, je größere Massen der Sozialismus erfasst ... Infolgedessen kann die Sozialdemokratie im gegebenen Augenblick ein unmittelbares Hindernis auf dem Wege des offenen Zusammenstoßes der Arbeiter mit der bürgerlichen Reaktion werden. Mit anderen Worten, der propagandistisch-sozialistische Konservatismus der proletarischen Partei kann in einem bestimmten Augenblick den direkten Kampf des Proletariats um die Macht aufhalten.“ Ich habe nicht erwartet, daß die offiziellen Führer der Internationale im Falle eines Krieges sich als fähig erweisen würden zur revolutionären Initiative. Aber gleichzeitig ließ ich den Glauben nicht zu, daß die Sozialdemokratie einfach auf dem Bauche vor dem nationalen Militarismus kriechen werde.

Als die Nummer des „Vorwärts“ mit dem Bericht über die Reichstagsitzung vom 4. August in die Schweiz kam, war Lenin der festen Ueberzeugung, es sei eine gefälschte Nummer, die der deutsche Generalstab zum Betrug und zur Einschüchterung der Feinde herausgebracht habe. So groß war noch, trotz allem Kritizismus, Lenins Glaube an die deutsche Sozialdemokratie. Zur gleichen Zeit hat die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ den Tag der Kapitulation des deutschen Sozialismus als

„den großen Tag der deutschen Nation“ proklamiert. Das war der Höhepunkt des Austerlihs! Sein „Austerlihs!“ ... Ich glaubte nicht, daß der „Vorwärts“ gefälscht war; die ersten unmittelbaren Eindrücke in Wien hatten mich bereits auf das Schlimmste vorbereitet. Und doch blieb die Abstimmung vom 4. August eines meiner tragischsten Erlebnisse. Was würde Engels sagen? fragte ich mich. Die Antwort war mir klar. Aber wie hätte Bebel gehandelt? Da konnte ich keine volle Klarheit finden. Doch Bebel gab es nicht mehr. Es gab nur Haase, den ehrlichen kleinstädtischen Demokraten, ohne theoretischen Horizont und ohne revolutionäres Temperament. In jeder kritischen Lage neigte er dazu, sich von unabänderlichen Entschlüssen zurückzuhalten und Zuflucht zu nehmen zu halben Maßnahmen und zum Abwarten. Die Ereignisse waren für ihn zu groß. Und dann folgten die Scheidemann, Ebert, Wels ...

Die Schweiz war eine Widerspiegelung von Deutschland und Frankreich, nur in neutralem, das heißt gemildertem und auch kleinerem Maßstab. Zur vollständigen Anschaulichkeit: sahen im Schweizer Parlament zwei sozialistische Deputierte mit gleichem Namen und Vor-

namen: Johann Sigg aus Zürich und Jean Sigg aus Genf. Johann, ein wütender Germanophile, und Jean, ein noch wütenderer Frankophile. Das war der Schweizer Spiegel der Internationale.

Ungefähr im zweiten Kriegsmonat traf ich in Zürich auf der Straße den alten Mollenbuhr, der zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung hierher gekommen war. Auf meine Frage, wie sich seine Partei den Verlauf des Weltkrieges dachte, antwortete mir das alte Vorstandsmitglied: „Im Laufe der nächsten zwei Monate werden wir mit Frankreich fertig werden, dann werden wir uns dem Osten zuwenden, um mit den Japanern fertig zu werden, und in drei höchstens vier Monaten werden wir Europa einen dauerhaften Frieden geben.“ Die Antwort ist in meinem Tagebuch wörtlich notiert. Mollenbuhr sprach selbstverständlich nicht seine eigene Meinung aus. Das war einfach die offizielle Ansicht der Sozialdemokratie. Zur gleichen Zeit ging der französische Gesandte in Petersburg mit Buchanan eine Wette um fünf Pfund Sterling ein, daß der Krieg bis zu Weihnachten beendet sein würde. Da haben doch wir „Kritiker“ so manches besser vorausgesehen als diese „realistischen“ Herrschaften — von der Sozialdemokratie und von der Diplomatie.

Die Schweiz, wo ich gezwungen war, den Krieg abzuwarten, erinnerte mich an die finnische Pension Rauha, wo mich im Herbst 1905 die Nachricht von der revolutionären Erhebung erreicht hatte. Gewiß, auch in der Schweiz war die Armee mobilisiert, und in Basel konnte man sogar den Kanonendonner hören. Und doch erinnerte die helvetische Pension, deren Hauptforge in dem Ueberfluß an Käse und dem Mangel an Kartoffeln bestand, an eine ruhige Dase, die von einem Feuer des Krieges umgeben war. Vielleicht ist die Stunde doch gar nicht so fern, fragte ich mich, wo man die Schweizer Dase Rauha (Ruhe) wird verlassen können, um im Saal des Technologischen Instituts mit den Petersburger Arbeitern wieder zusammenzukommen? Aber diese Stunde schlägt erst nach dreiunddreißig Monaten.

Als die alte kaiserliche Armee heimkehrte...

Unterbliebene Absperrung des Brenners.

Aus den Geheimprotokollen des Deutschösterreichischen Staatsrates.

In diesen Tagen jährt sich wieder die eigentliche Tragödie der alten österreichisch-ungarischen Armee! Die Gefangennahme von fast einer halben Million Soldaten in der knappen Zeitspanne von 24 Stunden, die sich aus der mißverständlichen Auslegung der Waffenstillstandsbedingungen ergab. Kaiser Karl hatte gleichzeitig mit der Depesche, die General v. Weber in Padua am 3. November zur Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages bevollmächtigte, durch seinen Generalstabschef Artur Baron Arz-Straußenburg die Erfüllung des ersten Punktes der gestellten Bedingungen, die sofortige Einstellung aller Feindseligkeiten an der Front verfügt. Die Italiener legten den Vertrag dann anders aus. Nach seiner Unterzeichnung erklärten sie, daß er erst 24 Stunden später, also erst um 3 Uhr nachmittags des 4. November in Kraft trete und daß alle Kampfhandlungen bis dahin weitergingen. Die österreichisch-ungarischen Truppen hatten längst ihren letzten Schuß abgefeuert und kämpften nicht mehr. Ihnen hatte man ja den Frieden schon verkündet. Die Italiener aber eilten ihnen, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu finden, voraus und sperrten der nachfolgenden kaiserlichen Armee dann den Weg ab. So erfocht Italien seinen ersten und einzigen „Sieg“ im Weltkrieg ohne Gegner und es konnte Südtirol „erobert“, gegen dessen eiserne Front es fast dreieinhalb Jahre lang vergebens angerannt war. In diesen 24 Stunden waren — nach dem italienischen Heeresbericht — 10.658 Offiziere, unter ihnen 24 Generale, und 416.116 Mann kampflös „gefangen“ genommen und 6818 Geschütze „erbeutet“ worden.

Es ist später oft die Schuldfrage an diesem furchtbaren Ereignis erörtert worden, und im Zusammenhang damit kam auch die Meinung zum Ausdruck, es hätte eigentlich auf österreichischer Seite selbst die Absicht bestanden, nach dem Zusammenbruch der Südtiroler Front die Brennergrenze gegen die zurückflutenden Truppen abzuriegeln. Die Italiener hätten also nur in einem stillschweigenden Abkommen mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung und der neuen deutschösterreichischen Regierung gehandelt. Generaloberst Arz schreibt hierzu: „Die Gerüchte, die wissen wollten, die deutschösterreichische Regierung hätte das Fernhalten der kaiserlichen Truppen von der Heimat gewünscht, weil ihre Rückkehr eine Gefahr für das Land bedeutet hätte, sind ebenso frei erfunden wie das Gerücht, das Armeeoberkommando hätte wegen Ernährungsschwierigkeiten und wegen Gefährdung der Ruhe und Ordnung durch undisziplinierte, bewaffnete Soldatenmassen die Gefangennahme möglichst vieler Soldaten gewünscht.“

Generaloberst Arz hat nur zum Teil recht. Die Dinge lagen damals wesentlich anders. Vielleicht ist heute, elf Jahre nach dieser erschütternden Tragödie, die Zeit gekommen, eine ira et studio die Ereignisse so darzustellen, wie sie wirklich waren. Als Quelle dienen mir die in meinem Besitz befind-

lichen Geheimprotokolle des Deutschösterreichischen Staatsrates, aus denen — zum erstenmal — alle jene Stellen der Öffentlichkeit mitgeteilt seien, die sich mit den damaligen Vorgängen in Tirol befaßten. Es erübrigt sich die Bemerkung, daß die nachstehenden Ausführungen auf jede Kritik verzichten und nur der Feststellung der historischen Wahrheit dienen wollen.

Vorausgeschickt sei, daß sich schon der Vollzugausschuß der Deutschösterreichischen Nationalversammlung wiederholt mit der Frage beschäftigt hatte, zum Schutze Deutschösterreichs die Entsendung reichsdeutscher Truppen zu erbitten. In der ersten Sitzung des neugewählten Staatsrates am 30. Oktober 1918 urgierete nun Staatsrat Teufel einen früher gestellten Antrag und verlangte, man möge sich doch endlich darüber entscheiden, ob man die Hilfe des Deutschen Reiches in Anspruch nehmen wolle oder nicht; selbst die Sicherheit des deutschösterreichischen Staatsgebietes und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu gewährleisten, sei man doch außerstande. In der Debatte verlangte Staatsrat Abram den Übergang zur Tagesordnung. Erstens könne uns Deutschland kein Militär geben, und zweitens sei eine solche Abwehr gegen die zurückflutenden Truppen nichts anderes als der Beginn zu neuen Schlachten. Staatsrat Doktor Schöpfer verwies schon damals auf die völlig besonderen Verhältnisse in Tirol. Dort sei ein Hauptpunkt, und es müsse einerseits das Zurückfluten der österreichisch-ungarischen Armee, andererseits das Nachdrängen der Italiener verhindert werden. Wir wollen die Verwüstung nicht auch nach Nordtirol tragen lassen, wollen aber auch, daß unsere starken und wichtigen Pässe gehalten werden. Ob unsere Soldaten hierzu noch die Kraft besitzen, ist zweifelhaft.

Staatsrat Teufel stellte schließlich folgenden Antrag: „In Erwägung, daß alles versucht werden müsse, um das deutschösterreichische Staatsgebiet vor Zerstörung durch disziplinslose Kampftruppen oder durch den Einfall des Feindes zu bewahren, die eigenen militärischen Kräfte hierfür aber nicht mehr ausreichen, richtet der Deutschösterreichische Staatsrat an die deutsche Reichsregierung das dringende Ersuchen um militärische Hilfe und Durchführung sonstiger Maßnahmen, die zur Erreichung des Gebietsschutzes Deutschösterreichs notwendig sind.“ Diesem Antrag wurde ein Gegenantrag des Staatsrates Iro gegenübergestellt, in dem es hieß: „Das Staatsamt für Heerwesen hat sich sofort mit dem Armeeoberkommando und dem k. u. k. Kriegsministerium in Verbindung zu setzen,

ob diese Stellen imstande sind, die Sicherheit des Gebietes des deutschösterreichischen Staates wegen Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung innerhalb desselben zu gewährleisten." Dazu kam noch ein Zusatzantrag Dr. Schöpfers: „Der Staatsrat hat sich ferner unverzüglich mit dem Landesrat und Landesauschuß von Tirol ins Einvernehmen zu setzen, desgleichen mit dem Heeresgruppenkommando Rönneß, um betreffs der Sicherheit von Tirol gegen das regellose Zurückfluten der österreichisch-ungarischen Armee entsprechende Vorkehrungen zu treffen.“

Bei der Abstimmung ergaben sich für den Antrag Treu acht, für den Antrag Teufel sechs Stimmen. Der Zusatzantrag Dr. Schöpfers wurde einstimmig angenommen. In formaler Beziehung wurde noch beschlossen, daß über die Verhandlungen mit dem Armeekommando und dem I. u. I. Kriegsministerium innerhalb 48 Stunden vom Staatsamte für Heerwesen neuerlich Bericht zu erstatten sei.

Die Sitzung des Staatsrates war damals wiederholt unterbrochen worden, und in den späten Abendstunden gab es dann noch einmal eine Debatte über den bereits abgelehnten Antrag Teufel. Man einigte sich schließlich auf einen Vermittlungsantrag des Staatsrates Dr. Freißler: Wenn durch die Berichte des Staatsamtes für Heerwesen die Befürchtung begründet sein sollte, daß das Armeekommando keine Garantie bieten kann, das deutschösterreichische Staatsgebiet vor feindlichen Einfällen und rückflutenden disziplinlosen Truppen

zu sichern, so tritt der Antrag Teufel, das Deutsche Reich um Hilfe zu ersuchen, sofort in Kraft, und das Präsidium wird ermächtigt, die entsprechenden Schritte zu unternehmen.

Die Berichte über die Lage an der Südtiroler Front.

In der Sitzung des Staatsrates vom 2. November lagen nun die verlangten Berichte der Staatsämter für Äußeres und für Heerwesen vor. Den ersteren erstattete in Vertretung des Staatssekretärs Dr. Adler sein Präsidialvorstand Dr. Otto Bauer: Nach einer heute nacht eingetroffenen Meldung des Landeshauptmannes Schraffl ist der feindliche Durchbruch bei den entsprechenden Heeresgruppen bereits gelungen und große Teile der Truppen, deutsche Soldaten wie alle anderen, fluten zurück und wollen nicht mehr kämpfen. Da der südslawische Staat ebenso wie der tschechische die Rohle sperre, der Abtransport daher sehr schwierig wäre, so könne nur ein ehefter Waffenstillstand die Katastrophe beheben. Da Parlamentäre nichts erreichen, so ersucht der Tiroler Nationalrat, man möge sich radiotelegraphisch an den Präsidenten Wilson wenden und die anderen Nationalräte zu einem gleichen Schritt einladen. Die Ansicht Dr. Adlers gehe nun dahin, daß ein Ersuchen an den Präsidenten Wilson nicht zweckmäßig sei, da einerseits General Weber bereits konkrete Verhandlungen mit den Italienern pflege, wir daher uns durch eine anderweitige Verhandlungsbasis nicht mit einem etwaigen Abbruch dieser Beziehungen belasten dürfen; andererseits dürfte es für den General des Armeekommandos leichter sein, einen Waffenstillstand abzuschließen als für unsere Unterhändler, denn das Armeekommando wird um jeden Preis abschließen, was wir nicht tun könnten. Wir müssen somit die schwebenden Verhandlungen und deren Ergebnis abwarten. Was man zum Schutz Tirols tun könnte, ist schwer zu sagen, denn reichsdeutsche Hilfe dürfte zu spät kommen, um noch einen geordneten Aufmarsch vollziehen zu können. Unsere Lage wird noch dadurch verschärft, daß die ungarische Regierung an ihre Truppen den Aufruf zur

Waffenstreckung erlassen hat, eigene Kräfte im Hinterland nicht zur Verfügung stehen, Front und Etappe aber bereits in Unordnung geraten sind. Bezüglich einer reichsdeutschen Hilfe habe er, Doktor Bauer, übrigens mit dem deutschen Botschafter in Wien, Grafen von Wedel, gesprochen, doch brächte dieser Hilferuf Deutschland selbst in eine schwere Lage, da er als Okkupation ausgelegt würde und dann im Stande des Waffenstillstandes die reichsdeutschen Truppen doch wieder hinausziehen müßten. Die einzige Hoffnung ist die, daß die deutschösterreichischen Truppen noch zum Ausharren zu bewegen sind und es den militärischen Unterhändlern der Monarchie gelingt, rasch einen Waffenstillstand zu erhalten.

In dem Bericht des Staatssekretärs für Heerwesen, Mayer, hieß es: Er, Mayer, wäre bemüht gewesen, über den Stand der Lage an der Südwesfront verlässliche Nachrichten zu erhalten. Der Eindruck sei kein guter. Es sollen wohl zwei Kordons das Zurückfluten der Truppen aufhalten und verlangsamen und der erste soll sich ungefähr mit der Draulinie decken, während hinter dieser Linie der zweite Kordon gezogen sei. Da jedoch zu wenig reichsdeutsche Truppen in der Etappe stehen, müßte man sich auf ungarische Truppen verlassen, und es liegen noch keine Meldungen vor, ob die getroffenen Maßnahmen durchführbar waren oder nicht. Um die Frage der reichsdeutschen Truppenhilfe anzuschneiden, müsse er betonen, daß an der Südwesfront noch disziplinierte reichsdeutsche Truppen in voller Ordnung stehen und daß die Klagenfurter bereits gebeten haben, diese Truppen zu ihrem Schutze unten zu lassen. Die Schwierigkeit liegt darin, ob uns die Entente gestatten wird, diese Truppen zu Sicherheitsdiensten zu verwenden. Wir könnten immerhin vorschlagen, daß wir nicht in der Lage sind, diese Truppen ab-

zutransportieren. Die Front an der Rättnet-Strecke ist in voller Auflösung begriffen, während die Berichte von der Tiroler Front verhältnismäßig noch günstig lauten. Die deutsche Reichsregierung würde eine Verfügung nach Aussage des Generals Cramon (des Bevollmächtigten der deutschen obersten Heeresleitung beim Armeekommando. Anm.) nur dann treffen, wenn der Staatsrat ausdrücklich den Wunsch ausdrückt.

Dr. Bauer ergänzte seinen Bericht noch durch die Erklärung, daß für den Fall, als deutschösterreich direkte Waffenstillstandsverhandlungen führen würde, wir, wenn die Entente die Befestigung deutschösterreichischen Gebietes als Basis der Bedrohung des Deutschen Reiches verlangen sollte, einen solchen Waffenstillstand nicht unterschreiben könnten. Sieht sich die österreichisch-ungarische Regierung gezwungen, einen solchen Waffenstillstand zu schließen, so müßten wir dagegen protestieren, da uns kein Mittel, dies zu verhindern, zur Verfügung steht. Aber unsere Unterschrift unter einen solchen Waffenstillstandsvertrag dürfen wir nicht setzen.

In der Debatte stellte der Staatsrat v. Guggenberger aus Brigen den Antrag, den Kommandanten von Südtirol die Weisung zukommen zu lassen, die Front möglichst zu halten; der Staatsrat werde sich an die deutsche Reichsregierung wenden, um möglichst viel Verpflegungsmaterial auf der Brennerlinie für die zurückströmenden Truppen aufzustapeln.

Dr. Bauer bemerkte in seinem Schlußwort, der Bericht Schraffls fuße sicher auf militärischen Berichten und klinge ungünstig genug, er halte es für ausgeschlossen, daß unsere Truppen imstande seien,

TAG:

die Front weiter zu halten. Was die Beschaffung von Nahrungsmitteln betrifft, so wurde diese Frage bei den Verhandlungen mit der deutschen Reichsregierung immer wieder angeschnitten, doch könnten derartige Bereitstellungen nur für das Verpflegsbüro in Innsbruck von wesentlicher Bedeutung sein.

Der Antrag Guggenberg, den man als einen Gegenantrag zu den Berichten der beiden Staatsämter aufsaßte, wurde schließlich abgelehnt, der Bericht der Staatsämter für Äußeres und für Heereswesen genehmigend zur Kenntnis genommen.

Die Waffenstillstandsverhandlungen.

Die Sitzung des Staatsrates am 2. November fand mittags eine Unterbrechung, da Ministerpräsident Lammasch die Präsidenten und alle Staatssekretäre im Auftrag des Kaisers Karl nach Schönbrunn gebeten hatte. Sie wurde erst um 9 Uhr abends wieder aufgenommen und Präsident Seitz berichtete nun, daß der Kaiser den Herren eröffnet habe, man sei bei dem schlimmen Stand der Front gezwungen gewesen, einen Waffenstillstand anzubieten. Nach dreitägigen Beratungen habe nun General Weber die äußerst harten Bedingungen bekanntgegeben, und der Kaiser teilte sie mit der Bemerkung mit, ihre Annahme sei unmöglich. Der Kaiser zog sich hierauf zurück und die Mitglieder des Staatsrates haben sich untereinander besprochen und den Vertreter der deutschen Obersten Heeresleitung, General Cramon, der zufälligerweise vorbeikam, ihrer Beratung beigezogen. Sie haben ihm vor allem die Fragen vorgelegt, erstens, ob er glaube, daß die deutschen Truppen in der Lage wären, einzumarschieren, südwärts vom Brenner eine Verteidigungsstellung einzunehmen und unsere zurückflutenden deutschösterreichischen Truppen aufzuhalten, zweitens, ob wir dem Deutschen Reich durch die Herbeiführung einer Verzögerung nützen könnten. Cramon äußerte sich dahin, daß er sich vorerst mit der deutschen Heeresleitung in Verbindung setzen müsse und dann dem Staatsrat berichten werde.

Die Lage steht für uns so, fuhr Präsident Seitz fort, daß wir eigentlich nur die Wahl haben zwischen dem Einmarsch reichsdeutscher oder italienischer Truppen. In beiden Fällen wird unser Land zum Kriegsschauplatz. Dabei handelt es sich auch um das Deutsche Reich, denn die Entente würde den

Einmarsch reichsdeutscher Truppen sicher als Annegationsabsicht Deutschlands auslegen und mit der Auferlegung äußerst harter Waffenstillstandsbedingungen beantworten. Es ist zu bedenken, daß die deutsche Front im Osten vollkommen frei ist, da dem Durchzug der Entente durch das süd-slawische, ungarische und tschechoslowakische Gebiet kein Widerstand entgegengesetzt wird und wir auch nicht imstande sind, hindernd einzugreifen. Andererseits ist es selbstverständlich, daß die Reichsdeutschen nicht in der bayrischen Ebene, sondern in den Bergen Tirols zu kämpfen trachten werden. Erschwerend zu den erwähnten Waffenstillstandsbedingungen kommt noch hinzu, daß die Entente-truppen weiter kämpfen, und wir zur Waffenstreckung gezwungen werden. An ein Halten der Front durch deutschösterreichische Truppen ist nicht zu denken, da diese Fronteinteilung nach dem alten österreichischen 1. 1. Rezept so geschickt gemacht ist, daß österreichische, dann ungarische, dann österreichische, dann wieder ungarische Truppen und Verbände abwechseln und nun durch die Niederlegung der Waffen seitens der ungarischen Truppen diese Front durchlöchert ist wie ein Sieb. Auch Generalstabschef Arz meint, daß ein Auffangen nicht mehr möglich sei, während das Kriegsministerium noch der optimistischen Anschauung ist, daß es bei sofortigem Waffenstillstand gelingen könnte, die nationalen Truppenteile einzuteilen und deren Entwaffnung und Demobilisierung getrennt durchzuführen. Was die Reichsdeutschen sagen werden, ist noch nicht zu ersehen. Jedenfalls ist es eine furchtbare Situation und man hätte von Seiten des Armeeoberkommandos jetzt nicht nachgeben, sondern die Verhandlungen zögernd führen sollen, bis das Deutsche Reich inzwischen selbst den Waffenstillstand geschlossen hätte. In dieser Situation sollten nun die Präsidenten und Staatssekretäre nach dem Wunsche des Kaisers die Entscheidung treffen. Sie standen jedoch auf dem Standpunkt, der Kaiser solle den Waffenstillstand abschließen, die Entscheidung selbst treffen und die Verantwortung hierfür vor dem Volk und der Geschichte selbst tragen. Es gehe nicht an, daß wir, die man immer unrichtig informiert hatte, denen das ganze Tatsachenmaterial bis zum letzten Augenblick vorenthalten wurde, nunmehr die Verantwortung mitübernehmen sollen. Im äußersten Falle können wir unsere Meinung erklären, mehr nicht.

Dr. Otto Bauer bemerkte namens des Staatsamtes für Äußeres, daß ihm anlässlich eines Besuches beim deutschen Botschafter dieser ein Telegramm des Staatssekretärs Solf folgenden Inhaltes mitgeteilt habe: „Die deutsche Regierung erwägt heute die Frage eines Einmarsches in Deutschösterreich zum Zwecke der Grenzsicherung.“

Ihre Anfrage geht dahin, ob der deutschösterreichischen Nationalversammlung eine solche Intervention genehm wäre." Schon jetzt eine entscheidende Antwort darauf zu geben, sei noch nicht möglich gewesen. Nun ist aus Berlin ein weiteres Telegramm eingelangt, das den Staatsrat ersucht, bei der neuen ungarischen Regierung zu intervenieren, daß die Rücksendung der deutschen Truppen aus Rumänien und Serbien (Armee Macdonsen) beschleunigt werde.

Was nun die durch die Waffenstillstandsverhandlungen geschaffene Lage betrifft, so wäre vom Standpunkt des Staatsamtes für Äußeres folgendes zu bemerken: Bezüglich Tirol wird das Deutsche Reich auf die am Brenner gegebene leichtere Verteidigung gegenüber der schwereren in der Ebene nicht verzichten. Eine zweite Frage ist, ob nicht durch die Besetzung durch die Entente die reichsdeutschen Truppen in Rumänien und Serbien gefährdet werden, und es ist daher äußerst dringend notwendig, den Abtransport dieser Truppen möglichst zu beschleunigen. Wenn wir die Deutschen möglichst zu beschleunigen. Wenn wir die Deutschen hereinrufen, haben wir keinen Waffenstillstand. Weiters werden die Ententetruppen und die österreichisch-ungarischen Truppen die ganzen deutschen Alpenländer überfluten und zerstören. Drittens ist die Möglichkeit, eine Kampffront in Steiermark und Kärnten aufzurichten, äußerst gering, da dieselbe von Ungarn aus umgangen werden kann und wenn wir deutsche Truppen hereinrufen, die anderen Nationalstaaten uns als Feinde betrachten und uns keine Lebensmittel und keine Kohle geben werden. Aber auch die außenpolitische Lage des Deutschen Reiches müßten wir durch einen solchen Schritt ungeheuer erschweren. Vom rein nationalen Standpunkt ist das eine ein so großes Unglück wie das andere. Man könne überzeugt sein, daß die Dynastie schließlich dieses Waffenstillstandsangebot annehmen wird und er, Dr. Bauer, habe die Meinung, daß wir sie nicht hindern können, daß wir aber nicht mittun dürfen. Auch dürfen wir nicht an die Deutschen das Ersuchen stellen, einzumarschieren, sondern wir haben zu sagen: wenn die Reichsdeutschen einmarschieren, wo sie es für notwendig halten, so wird Deutschösterreich dies nicht als feindlichen Akt betrachten. Wird der Waffenstillstand angenommen, so haben wir kein Mittel, ihn zu verhindern, aber wir werden betonen müssen, daß wir uns nicht vom Deutschen Reich trennen und keinen Sonderfrieden schließen werden. Selbstverständlich, daß wir auch die Antwort der deutschen Generäle hören müssen. Der deutsche Botschafter wäre somit zu verständigen, daß wir uns noch nicht entschließen könnten, das in dem Telegramm Dr. Solfs erwähnte Ansuchen an das Deutsche Reich zu stellen.

Die Debatte führte an diesem Tag zu keinem Ergebnis. Sie wurde wenige Minuten vor Mitternacht abgebrochen. Dr. Otto Bauer begab sich noch zum deutschen Botschafter Grafen von Wedel und machte ihm die Mitteilung, daß man betreffs der Besetzung von Tirol, wenn zum Schutze reichsdeutschen Bodens dort Vorkehrungen getroffen werden sollten, keinen Einspruch erheben werde, daß jedoch der Staatsrat wegen einer Besetzung der anderen Länder noch zu keinem Entschluß gekommen sei.

Inzwischen hatte man von Schönbrunn aus Fühlung mit der deutschen Reichsregierung gesucht und um Rat gebeten. In der Nacht traf die Antwort Dr. Solfs ein, die durch Arz auch sofort dem deutschösterreichischen Staatsamt für Äußeres mitgeteilt wurde. Dr. Solfs telegraphierte:

1. Die deutsche Reichsregierung könne sich (zu den Waffenstillstandsbedingungen) nicht äußern, bevor sie nicht die Deutschland selbst gegebenen Bedingungen kenne;

2. man möge den Brenner noch so lange zu halten trachten, bis Schnee ist;

3. die Oberste Heeresleitung würde, wenn es von Deutschösterreich gewünscht würde, Truppen zur Verteidigung der deutschösterreichischen Landesgrenzen zur Verfügung stellen.

Um 9 Uhr früh erschien Generalstabschef Arz im Parlament und machte die Mitteilung, daß der Waffenstillstand über Befehl des Kaisers unterzeichnet sei und daß unsere Truppen den Befehl erhalten haben, die Feindseligkeiten einzustellen...

Der Einmarsch reichsdeutscher Truppen in Tirol

In der Staatsratsitzung vom 3. November wurde die Frage einer Hilfeleistung reichsdeutscher Truppen wieder aufgeworfen, da der deutsche Bevollmächtigte beim Armeekommando angefragt hatte, ob der Staatsrat nicht durch ihn das Ersuchen stellen wolle, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Bahnlinien Wien—Salzburg—Innsbruck und zur Sicherung dieser Straße reichsdeutsches Militär aus Bayern einrücke. Dr. Otto Bauer teilte in Vertretung des Staatssekretärs Dr. Viktor Adler mit, es handle sich den Deutschen hauptsächlich um den ungefährdeten Rücktransport von deutschen Truppen aus Rumänien. Eine Sicherung sei durch diese Truppen selbst möglich. Ein Einmarsch bayrischer Truppen dagegen wäre höchst gefährlich, da Deutschösterreich durch eine Zustimmung hierzu nur die Entente nach Wien, Linz und Salzburg rufen würde. Man dürfe daher nichts dazu tun und die Zustimmung nicht erteilen.

Nach einer langen Debatte führte Dr. Bauer in seinem Schlußwort aus, es seien drei Fragen vollständig getrennt zu behandeln. Für Tirol ist die Angelegenheit bereits durch die gestrige Mitteilung an die deutsche Botschaft erledigt und das unmittelbare strategische Interesse Deutschlands spricht dafür, bis zum Brenner zu gehen. Was die Front in Steiermark und Kärnten betrifft, so sei dort ein reichsdeutsches Eingreifen weder beab-

sichtigt noch möglich. So weit es sich schließlich um die Sicherung der Westbahnstrecke Wien—Innsbruck handle, so sei dies jene Frage, welche von den Deutschen einzig und allein aufgerollt worden sei. Jeder Hilferuf an Deutschland mache Deutschösterreich wieder zu einer kriegsführenden Macht und der Einmarsch von Bayern aus nach Osten zu wäre das Umstoßen des Waffenstillstandes. Etwas anderes sei es, wenn die aus Rumänien zurückkommenden reichsdeutschen Truppen sich auf der Rückfahrt hier aufhielten und die Sicherung der Eisenbahnstrecke übernehmen. Man müsse daher dem Botschafter sagen, daß man dagegen nichts einzuwenden habe, jedoch einer Einrückung von Westen her aus Bayern nicht zustimmen könne.

Am 6. November erstattete Staatssekretär für Äußeres Dr. Viktor Adler selbst im Staatsrat einen Bericht über die Vorgänge in Deutschböhmen und Tirol und machte die Mitteilung, daß bayrische Truppen in Tirol einmarschieren und sich in drei Kolonnen gegen den Brenner bewegen. Die Lage sei insofern sehr unangenehm gewesen, als weder der reichsdeutsche Botschafter noch der bayrische Gesandte in Wien davon etwas gewußt haben, während die Nachricht auch vom Armeekommando bestätigt, später allerdings wieder für unwahr erklärt wurde. Es wäre zu befürchten, daß unsere rückstutenden Truppen mit den Bayern zusammenstoßen und daß es zu einem Blutvergießen Deutscher gegen Deutsche komme.

Nach einer langen Debatte, die sich hauptsächlich wieder mit der Frage einer Verlegung reichsdeutscher Truppen zum Schutze Deutschböhmens beschäftigte, meldete sich Staatsrat Dr. Schöpsfer zum Wort, um die letzten aus Tirol eingetroffenen Nachrichten mitzuteilen. Nach Aussagen der militärischen Referenten sollen ungefähr 700.000 Mann durch Tirol zurückströmen. Es seien nun Ausschreitungen zu befürchten, obwohl der Chef der Quartiermeisterabteilung die Hoffnung ausgesprochen habe, daß die Möglichkeit, den Truppentransport in einiger Ordnung durchzuführen, bestehe. Dort, wo die Offiziere noch ein wenig Ansehen haben, seien die Schwierigkeiten nicht so groß. Notwendig wäre es, Wohn- und Verpflegung bereitzustellen und es sei dringende Pflicht des Staatsrates in dieser Hinsicht etwas vorzulehen. Die Versorgung Tirols mit Lebensmitteln sei deshalb ungeheuer wichtig und es könnte auch

vielen gerettet werden, wenn von Seiten der Offiziere eine größere Tatkraft aufgewendet würde. Der Wunsch der Tiroler ginge deshalb dahin, den allgemein beliebten Oberst von Escher zum Kommandanten von Tirol zu ernennen.

Auch über den Einmarsch der bayrischen Truppen nach Tirol waren neue Nachrichten eingetroffen, die wieder zu einer langen Debatte führten. Staatsrat Teufel bedauerte, daß man nicht im Sinne seiner oftmaligen Anträge die Deutschen zu Hilfe gerufen habe. Hätte man dies getan, so wären sie jetzt nicht als ungebetene Gäste, sondern als Freunde gekommen. Auch Staatsrat R. H. Wolf betonte, daß das Verhältnis zwischen Bayern und Deutschösterreich ein ganz anderes wäre, wenn die deutschen Truppen auf unsere Bitten gekommen wären als unsere Helfer. Wenn sie sich jetzt mit Drohungen gegen uns wenden, so sei dies für uns beschämend.

Staatskanzler Dr. Renner verwies darauf, daß Deutschösterreich auf den Einmarsch der Bayern mit einer Kundgebung werde antworten müssen, doch wünsche er nicht, daß schon heute darüber Beschluß gefaßt werde. Es gehe nicht an, daß solche Entscheidungen, die für den ganzen Staat und für die ganze auswärtige Politik von höchster Bedeutung seien, bei Anwesenheit so weniger Mitglieder des Staatsrates verhandelt werden...

Das Verlangen nach einer Absper- rung des Brenner.

In der Sitzung des Staatsrates vom 7. November erklärte Staatssekretär für Heerwesen Mayer, General Cramon habe ihm nun die offizielle Mitteilung gemacht, daß die bayrischen Truppen in Tirol einmarschiert sind. Gleichzeitig ist vom Tiroler Nationalrat die Bitte gekommen, daß wir mit unseren Truppen sofort den Brenner besetzen sollen, um es zu verhindern, daß unsere eigenen Truppen, die noch südlich des Brenner stehen, weiter zurückstuten. Die Herren befürchten eine solche Überschwemmung Tirols mit Truppen, daß sie das ganze Land für gefährdet erachten. Sie meinen, die Bahnen würden wegen Kohlenmangels in den nächsten Tagen nicht mehr in der Lage sein, die Transporte abzuschicken und wollen haben, daß wir weitere Truppen nicht mehr hereinlassen. Das Aufhalten dieser Truppen südlich des Brenner läme einer Kapitulation vor den Italienern gleich. Die Herren stellen sich zwar vor, daß wir es im Einvernehmen mit den Italienern machen sollen. Ich habe mich heute vormittag nicht entschließen können, einen Beschluß hierüber vom Staatsrat aus zu fassen und halte es für notwendig, die Frage dem Staatsrat vorzulegen.

Staatskanzler Dr. Renner: Ich habe mich heute vormittag mit dem Staatsamt für Äußeres ins Einvernehmen gesetzt, ob es notwendig sein wird, daß der Staatsrat zu der Tiroler und der deutsch-böhmischen Okkupation Beschluß faßt, bzw. eine Rundgebung nach außen richtet. Der Herr Staatssekretär hatte die Auffassung, daß jede Art des Beschlusses von unserer Seite nur ein Einbekenntnis der Verlegenheit und zwecklos wäre. Wir können den Einmarsch weder gutheißen noch recht verdammen. Wir würden besser tun, jede Beschlusfassung in diesem Stadium zu unterlassen.

Der Staatskanzler erklärte weiter: Die Landesversammlung von Tirol und die eingesezte Landesverwaltung haben sich außerordentlich zwiespältig benommen. Sie haben Hilfe von Bayern angeliebt. Als dann die Hilfe kam, haben sie eigenmächtig protestiert, zugleich aber auf dem Wege über die Schweiz an die Ententeregierungen die Aufforderung gerichtet, die anderen Gebiete rasch zu besetzen und die zurückflutenden Truppen zu entwaffnen. Die Note wurde von der Schweizer Regierung zur Einsichtnahme der österreichisch-ungarischen Botschaft übermittelt und diese hat sie zurückgeschickt. Der Herr Staatskanzler des Äußeren beantragt durch mich, die Landesregierungen zu belehren, daß ihnen Agenden der auswärtigen Politik nicht zukommen.

Staatsrat Dr. Schöpfer: Zur Aufklärung: Diese Zwiespältigkeit beruht eigentlich auf der raschen Auseinanderfolge der Ereignisse. Bevor ich nach Innsbruck kam, zu einer Zeit, da der Waffenstillstand noch nicht abgeschlossen, aber der Durchbruch der Italiener durch die Tiroler Front schon bekannt war und von dem Zurückfluten der österreichischen und der nachfolgenden italienischen Truppen die größte Gefahr für Tirol zu erwarten war, wurden die Bayern um Hilfe gebeten. Sie waren ja damals noch unsere Bundesgenossen. Dann ist der Waffenstillstand bekannt geworden. Da hat man nicht mehr mit dieser Form des Unglücks zu rechnen gehabt. Wohl aber ist in Innsbruck bekannt geworden, daß große Truppenmassen ganz ungeordnet zurückströmen und es war damals gar kein Mittel vorhanden, diese irgendwie bewältigen zu können. Man hat sich gesagt, das Land werde einfach zerstampft werden. Jede militärische Disziplin hatte aufgehört. Dann hat man, den neuen Verhältnissen Rechnung tragend, beschloffen, sich an die Schweiz zunächst um Lebensmittel zu wenden. Man hat gesehen, daß man sie von den Zentralen nicht rechtzeitig bekommt, abgesehen von dem Bedarf für die zurückflutenden Truppen. Wie ich fort war, sind die Bayern eingerückt. Das war wieder eine neue Situation. Ich bin ganz für den Antrag, aber man muß dem armen Land helfen. Wenn man es sich selbst überläßt, muß man es eben auch selbst handeln lassen.

Staatsrat Teufel: Ich begreife den Standpunkt des Landes Tirol. Ich hätte dem Staatsrat ein Ultimatum gestellt: Wenn wir innerhalb fünf, sechs Tagen den nötigen Schutz nicht bekommen, werden wir unsere eigenen Wege gehen. Nun hat aber Tirol die bayrische Hilfe angesprochen. Nachträglich ist ein Protest dagegen veröffentlicht worden. Das ist sicherlich eine Zwiespältigkeit. Man kann nicht die Deutschen zu Hilfe rufen und sich gleichzeitig an die Entente wenden. Dem Lande soll Hilfe zuteil werden. Wenn der Staatsrat sich als ohnmächtig erweist, ist es selbstverständlich das Recht jedes Landes und Landesteiles, sich selbst zu helfen. Wir würden ebenso tun. Wenn bei uns die Tschechen einmarschieren und der Staatsrat nicht die nötigen Kräfte zur Verfügung stellt, sie zurückzuschlagen, werden wir unser Land auf eigene Faust verteidigen. Aber der Protest des Landes Tirol ist unverständlich.

Staatsrat Dr. Friedmann: Das Maßgebende ist die Frage des Staatssekretärs für Heerwesen wegen der Besetzung des Brenner. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wir können nicht die ganzen zurückflutenden Massen aufhalten, es würden Zusammenstöße mit den Bayern erfolgen. Der Gedanke ist von der Hand zu weisen.

Staatssekretär Mayer: Der Innsbrucker Nationalrat hat verlangt, daß wir den Brenner besetzen und die eigenen Truppen, die noch südlich des Brenners stehen, nicht mehr herüberlassen, daß wir den Italienern sagen: Nehmt sie gefangen!

Staatsrat Abram: Wenn dem Land Tirol eine Weisung gegeben wird, muß sie dem Landeshauptmann gegeben werden. Er hat mir telephoniert, daß er die Bayern ins Land gerufen hat. Ich habe gesagt, das ist ein Unsinn. Man muß Schräffl sagen, daß er nicht allein selbstherrlich handeln darf. Und den Tirolern, daß sie den hochtrabenden Titel „Nationalrat“ in „Landesrat“ umwandeln und wissen sollen, daß sie als Land der Vertretung der gesamten Deutschen untergestellt sind.

Staatssekretär Mayer: Von unserer Seite ist alles vorgekehrt, um den Abfluß der Truppen in geordnete Bahnen zu leiten. Der gestrige Bericht, gerade von Tirol, ist äußerst günstig. Die Truppen haben sich wieder gesammelt und gehen in Ordnung zurück. Eine Gefahr besteht allerdings, daß man vielleicht mit der Kohle in Schwierigkeiten kommen könnte. Ich habe veranlaßt, daß aus den ohnehin stillstehenden Kriegsbetrieben Kohlenvorräte für die Bahnen herangezogen werden. Auch von der Laibacher Strecke sind die Berichte günstig. Nach den Zahlen der in zwei Tagen abgeschobenen Truppen ist anzunehmen, daß sich die ganze Bewegung in zehn bis zwölf Tagen vollzogen haben wird. Was die Verpflegung betrifft, sind Zusagen da aus Polen, Ungarn und dem tschechoslowakischen Gebiet. Schwierigkeiten ergeben sich nur daraus,

Nr.:

TAG:

daß jede der einzelnen Nationen verlangt, daß die Lebensmittel nur zur Verpflegung ihrer Truppen verwendet werden dürfen. Das ist natürlich praktisch nicht durchführbar. Die Tschechen haben jetzt den Einmarsch der Bayern benützt, um zu sagen: Wir werden unsere Verpflegungsartikel nicht für die bayerischen Truppen verwenden lassen. Ich konnte antworten, daß wir Aussicht haben, die schon früher versprochenen Zuschüsse aus Bayern nach Tirol hereinzubekommen und daß gar keine Gefahr besteht, daß die Bayern etwas von den tschechischen Vorräten an sich nehmen. Die Verhandlungen werden fortgesetzt. Eine Schwierigkeit besteht schließlich noch darin, die Verpflegszüge mit der nötigen Bedeckung zu versorgen. Es ist Gefahr, daß die Züge ausgeplündert werden, ehe sie den Standort erreichen.

Staatsrat Teufel: Der Herr Staatssekretär für Heerwesen möge uns mitteilen, wieviel Menschen beiläufig noch zurückfluten werden. Es muß festgestellt werden, ob Lebensmittel in Tirol zur Verfügung stehen, und es müssen sofort Lebensmittel für die Truppen sichergestellt werden, die den Brenner überquert haben. Wenn die Kohlenfrage so ernst ist, so muß sofort Vorsorge getroffen werden, daß die Mannschaften durch Organe, die man hinunterschickt, formiert werden und daß der normale Abtransport zu Fuß in die Wege geleitet wird.

Es wird schließlich beschlossen: Das Begehren der Tiroler Landesregierung, den Brenner zu sperren, so daß ein weiteres Zurückfluten der Truppen unmöglich gemacht wird, wird abgelehnt.

R. W. Polifka.